

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Tiroler Heimatkunst

Zimmerer, Kunibert

Wien, 1923

Die *Reise*
Kunst in Tirol

Kunibert Zimmerer

Tiroler
Heimatkunst
2

S o n d e r b a n d 5



Tiroler Heimatkunst

Von

Rudibert Zimmerer

(2. v. b. Aufl.)

(M. 30 Tln.)

ULB Tirol



+C242107401



Osterr. Verlagsgesellschaft Ed. Hölzel & Co., Ges. m. b. H., Wien

1923

[34604.]

Die
Kunst in Tirol

Herausgegeben von Dr. Erich Strohmayer

Sonderband 5




13/10. 1923. Doubl. Aust. m. U. B. Wien. Sonderbd. 5.,

Druckerei der Wiener Zeitung

157/X 923.

Vorwort.

as vorliegende, im letzten Jahre des Weltkrieges entstandene Buch war trotz seiner Mängel kaum ein Jahr nach seinem Erscheinen (1919) vergriffen; das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung der Ideen des Heimatschutzes, angewendet auf tirolische Verhältnisse, hat jedenfalls zu diesem Erfolge das meiste beigetragen.

Daß sich aber dieses Bedürfnis überhaupt ergab, lag im Zuge der Zeit. Einerseits war seit meinem ersten Aufrufe im Jahre 1908 in den „Innsbrucker Nachrichten“ die Bildung eines Heimatschutzvereines zustande gekommen, durch dessen Gründung und die unermüdlige, selbstlose Arbeit eines, wenn auch kleinen Kreises tatkräftiger Männer die Bewegung volkstümlich geworden war, andererseits hatte die Reaktion auf den im Kriege ins Wahnsinnige gesteigerten Materialismus bei vielen Zeitgenossen eine Einkehr angebahnt, die wohl auch durch die Erkenntnis von der Hinfälligkeit materiellen Besitzes noch gefördert wurde.

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Dinge am meisten für uns an Wert gewinnen, wenn wir sie zu verlieren im Begriffe sind. So hat der Kampf, die Angst und Sorge um unsere Heimat unsere Blicke erst recht wieder auf sie gelenkt; wir sind gewahr geworden, daß wir noch kulturelle Schätze besitzen, die man uns nicht rauben konnte. Das Interesse für vaterländische Geschichte, Kultur und Kunst verallgemeinerte sich in ungeahnter Weise. Der Bankerott des Materialismus hat dem Geistigen wieder zum Siege verholfen.

Dieser Umschwung der Gesinnung kam der Heimatschutzidee zu Hilfe. So konnte an die Neuherausgabe des Buches gedacht werden und die österreichische Verlagsgesellschaft Ed. Hölzel & Co. entschloß sich, dieselbe zu besorgen.

Eine zuerst geplante Umarbeitung auf Grund der inzwischen erschienenen reichen Literatur hätte nicht nur den Umfang bedeutend vergrößert, sondern auch den ursprünglichen Charakter des Büchleins verwischt, der sich doch bewährt hatte.

Eingehendere Studien in Südtirol, die in erster Linie not getan hätten, wären auch bei den heutigen Verhältnissen noch kaum möglich gewesen.

So entschloß ich mich denn, den Text im großen und ganzen in der alten Fassung zu belassen und mich auf kleinere Berichtigungen und Ergänzungen zu beschränken.

Das Bildermaterial konnte durch das Entgegenkommen des Verlages erweitert und verbessert werden. Demselben wie auch besonders dessen umsichtigem Vertreter Herrn Dr. E. Strohmayer sei an dieser Stelle für alle Förderung und Hilfe der wärmste Dank ausgedrückt.

So möge denn mein bescheidenes Büchlein seinem Schicksale entgegengehen, möge es wieder so wohlwollende Beurteiler und so viele Freunde finden, wie auf seiner ersten Wanderung. Vielleicht gelingt es ihm auch diesmal, den einen oder anderen unserer Landsleute aus seiner Gleichgültigkeit aufzurütteln oder draußen für unser armes, zerissenes Heimatland zu werben.

Innsbruck, Juni 1923.

R u n i b e r t Z i m m e r e r .

Allgemeines.

Tirol ist kein durch Zufall entstandenes politisches Gebilde, sondern es stellt eine durch eine vielhundertjährige gemeinsame Geschichte gewordene kulturelle Einheit dar, ein Land, welches naturnotwendig infolge seiner Lage an einer uralten, wichtigen Seeres- und Handelsstraße, die zwei hochstehende Kulturgebiete verbindet, eine besondere Eigenart erhalten mußte.

Es ist eine reizvolle Aufgabe, diese Eigenart im einzelnen zu beobachten und die verschiedenen Beziehungen zu verfolgen. Auch dem ungeübten Blicke muß der beherrschende deutsche Charakter der ganzen kulturellen Erscheinung unseres Landes bis nahe an die heutige Sprachgrenze auffallen, erst bei schärferem Zusehen wird man verschiedene interessante Merkmale entdecken, welche die in früheren Jahrhunderten hochstehende italienische Kultur unseren Denkmälern, Bauten und kunstgewerblichen Erzeugnissen aufgeprägt hat. Man wird eine wellenartige Entwicklung, ein Anschwellen und Abebben dieser Einflüsse feststellen können; es muß uns auffallen, daß dieselben nicht auf allen Gebieten gleich waren, sondern je nachdem gerade äußere Zufälligkeiten, wie Berufung tüchtiger italienischer Künstler oder Handwerker, Handelsbeziehungen usw. wirksam waren, verschieden stark auftreten.

Eine Eigentümlichkeit ist das auffallend späte Eindringen der Renaissance in unser deutsches Gebiet. Während in Venedig Pietro Lombardo an seinem Meisterwerke, dem Pal. Vendramin Calergi (1481), schuf, baute der Sterzinger Baumeister Hans Feur zwei Stunden von der Sprachgrenze ruhig seinen prächtigen, spätgotischen Turm in Tramin (1469 bis 1492), an welchem keine Spur von italienischen Einflüssen zu bemerken ist. Als in Italien schon die Hochrenaissance blühte, erbaute ein schwäbischer Meister, Burkhard

Engelsberger und sein Parlier Hans Luz, den wundervollen Bozner Pfarrturm (1501 bis 1519); während Bramante schon am St. Peter baute, finden wir dann bei uns erst ein vortastendes Eindringen der Renaissance; es sind aber keineswegs fertige Formen, sondern noch unentwickelte, oft falsch verstandene Motive, Boluten u. dgl., die übernommen werden.

Mit dem Aufschwunge des Handels wurden dann die Beziehungen mit Italien lebhafter, aber selbst das südliche Bozen behielt in seiner Bauweise, trotz einzelner zutage tretender italienischer Einflüsse, echt deutschen Charakter, wie uns namentlich die zahlreichen Erker, diese urdeutsche Bauform, beweisen. Wenn wir das Straßenbild in Trient vergleichen, kommt uns der grundverschiedene bauliche Charakter beider Städte erst so recht zum Bewußtsein. Daß die Bauart der Straßen Merans oder gar Brigens echt deutsch ist, ergibt sich wohl ohneweiters. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß der gewaltige künstlerische Umschwung des nahen Italien bei uns so geringe Spuren hinterlassen hat, es ist, als hätten die Tiroler mit Absicht an ihrer überkommenen deutschen Bauweise festgehalten.

Merkwürdig ist, daß selbst der Barock über Deutschland zu uns kam, nur in der Malerei dieser Zeit finden wir unsere Künstler zum Teil in venezianischer Schule gebildet.

Bozen z. B. hat nur ein Beispiel eines rein italienischen Palastes, es ist das Merkantilgebäude, das ein Veroneser Baumeister gebaut hat; wir werden auf die Gründe noch später zurückkommen.

Wir wollen zur Gegenwart zurückkehren; es ist die Aufgabe dieser Schrift, den kulturellen Niedergang, die zerstörende Wirkung des Zeitalters der Maschine auf unser Kulturgut und auf die Schönheit unseres Landes aufzudecken und die Wege zu einer Besserung dieser Verhältnisse aufzusuchen.

Schon in den Friedensjahren haben Avenarius, Schulze-Naumburg u. a. ihre warnende Stimme erhoben und uns gesagt, daß wir auf eine kulturelle Verelendung zutreiben, daß unser deutsches Land von Jahr zu Jahr mehr seine Schönheit und Eigenart verliert. Professor Rudorff hat für die Bewegung das Wort Heimatschutz geprägt. Die Bestrebungen dieser und der sich anschließenden anderen tüch-

tigen Männer, ich erinnere an Thiersch, Theodor Fischer u. a., wurden anfangs vielfach mißverstanden, auch wollte man sie nicht verstehen.

Es handelt sich aber bei der Heimatschutzbewegung nicht um Außerlichkeiten, sondern um eine Reorganisation von innen heraus, um die Rückkehr zur Einfachheit und Wahrheit, um die Bekämpfung des Scheins und der Großmannsucht; dies ist aber eine unabweisliche Notwendigkeit, wenn wir wieder zu einem gesunden Wiederaufbau unserer ganzen Kultur kommen wollen.

Die Zeit sinnlosen Vergeudens ist endlich vorüber, wir werden zur Sparsamkeit, Einfachheit und Solidität zurückkehren und trotzdem Neues und Gutes schaffen müssen. Wir werden auch nicht vergessen dürfen, daß die Schönheit unseres Landes das letzte Kapital ist, das uns noch geblieben ist, worauf sich die einzige bedeutende Industrie Tirols, der Fremdenverkehr, aufbaut.

Man unterschob der Bewegung Ziele, die sie niemals hatte, um sie in Mißkredit zu bringen. Es hieß, der Heimatschutz sei fortschrittfeindlich, befürwortete eine Zurückschraubung unserer Kultur, da er nur das Alte gelten lasse, das wieder aufgewärmt werden solle.

In Wirklichkeit wollen unsere Bestrebungen keineswegs zum geistlosen Kopieren alter Bauten, gewerblicher Erzeugnisse anleiten oder Sitten und Gebräuche erhalten, die in die heutigen Verhältnisse nicht mehr passen.

Der Heimatschutz geht von der Erkenntnis aus, daß ebenso wie in der Natur so auch auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Tätigkeit und Zustände der Fortschritt in stetiger Entwicklung beruht. Nachdem dieselbe aber durch einen plötzlichen Aufschwung der Technik und eine doktrinäre Richtung unterbrochen worden ist und es außerdem feststeht, daß diese Ursachen zu einer Verwilderung des Geschmacks und zur Zerstörung der Schönheit unserer Heimat, zur innerlichen Verödung unseres Lebens führen, so bleibt nichts anderes übrig, als dort wieder zu lernen, wo wir noch kulturellen Hochstand finden.

Es wird die Aufgabe der folgenden Blätter sein, zu beweisen, daß unsere Vorfahren von einem sicheren kulturellen Empfinden geführt wurden und die Loslösung von der Tradition klägliche Erfolge ge-

zeitigt hat. Es soll aber auch gezeigt werden, was wir bei Betrachtung unseres Kulturgutes lernen können, um wieder zu einem ge-
diegenen Schaffen, zu einem Neuaufbau unseres ganzen Seins auf
der Grundlage der Gediegenheit und Schönheit zu gelangen.

Daß wir unser Kulturgut sowohl aus Gründen der Pietät und
der Schönheitspflege als auch als wertvolles Lehr- und Lernmaterial
zu erhalten haben, ist wohl selbstverständlich.

Die Aufgaben des Heimatschutzes erstrecken sich also nicht bloß
auf Baufragen, sondern auf eine Umformung unserer ganzen Lebens-
auffassung in der Richtung auf Verinnerlichung, Sachlichkeit, sitt-
lichen Ernst und Gediegenheit.

Aus diesem Grunde wird er aber auch berufen sein, bei den
kommenden Reformen im erwähnten Sinne mitzuwirken, auf daß
unsere Heimat wieder erstarke und samt unserem deutschen Volke
ihre Eigenart und tirolisches Wesen bewahre.

Unser Heimatschutzverein in Innsbruck, der erste im alten Öster-
reich, kann bereits auf dreizehnjähriges Wirken zurückblicken und
besitzt eine Organisation, die sich über das ganze Land erstreckt. Auch
in Südtirol bestehen in Bozen, Brigen, Klausen, Lana und Meran
Bereine. Ein eigenes Organ, die „Mitteilungen des Vereines für
Heimatschutz“, sorgt für die Verbreitung unserer Ideen, die zum Teil
auch zu praktischer Durchführung gekommen sind, wie in diesem
Buche gezeigt werden wird.

In Südtirol wirkt die vorzüglich geleitete Zeitschrift „Der
Schlern“ für die Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes.

Stadt- und Ortsbilder.

Bei der Betrachtung unseres Landes wird uns neben der
Majestät der Berge und der großartigen Naturformen
auch die Mannigfaltigkeit der menschlichen Ansiedlungen
auffallen, da dieselben einerseits dem Landschaftsbilde als wesentliche
Bestandteile angehören, anderseits als selbständige Denkmale der
reichen historischen Entwicklung und der hiedurch bedingten eigen-
artigen Kultur Interesse einflößen.

Wir wollen uns zunächst mit den Siedlungen befassen, insofern sie ein mehr oder weniger geschlossenes Bild in der Landschaft und in ihren Gebäudegruppen und Straßenzügen bilden. An schönen Gesamtbildern von Städten und Orten fehlt es uns in Tirol nicht; es ist ein großer Reichtum an Eigenart vorhanden, wie man ihn in wenigen Ländern von gleicher Größe trifft.

Für die Schönheit des Ortsbildes kommt in erster Linie die Gruppierung und Gestalt der Gebäude sowie deren Anpassung an das Terrain, ferner gewisse beherrschende Monumentalbauten, Kirchen, Schlösser usw. in Betracht.

Für das Stadtbild von Ruffstein sind die Festung, für Schwaz (Abb. 1), Freundsberg und die Pfarrkirche, für Innsbruck die Weiherburg, Büchsenhausen und die Kirchen, letztere auch für Brigen, Bozen, Meran von ausschlaggebender Bedeutung. Diese Bauten kann man sich aus dem Gesamtbilde nicht wegdenken, ohne demselben den Hauptreiz zu rauben. Sie sind aber auch an und für sich betrachtet prächtige Architekturdenkmale, die eben durch ihre Eigenart das Ganze schmücken und ihm einen bestimmten Charakter aufprägen. Merkwürdigerweise versehen immer die alten Bauten diese Aufgabe. Vergleichen wir nun das Ortsbild von Telfs, so fällt uns gleich auf, daß die Kirche infolge ihrer Schablonenhaftigkeit das Ortsbild nicht hebt, während in Brigen Dom und Pfarrkirche das Stadtbild in hervorragender Weise beherrschen, ihm malerischen Reiz verleihen.

Vergleichen wir weiters, um gleich ein schlagendes Beispiel anzuführen, Alt- und Neutoblach. Wie eigenartig ist das Ortsbild des alten Dorfes (Abb. 2) mit der monumentalen gewaltigen Kirche und den kastellartig emporragenden Gebäuden zwischen den stattlichen Bürger- und Bauernhäusern, wie schön ist der Ort an der Berglehne gelagert und gruppiert, geradezu ein Musterbeispiel einer malerischen Ortsanlage.

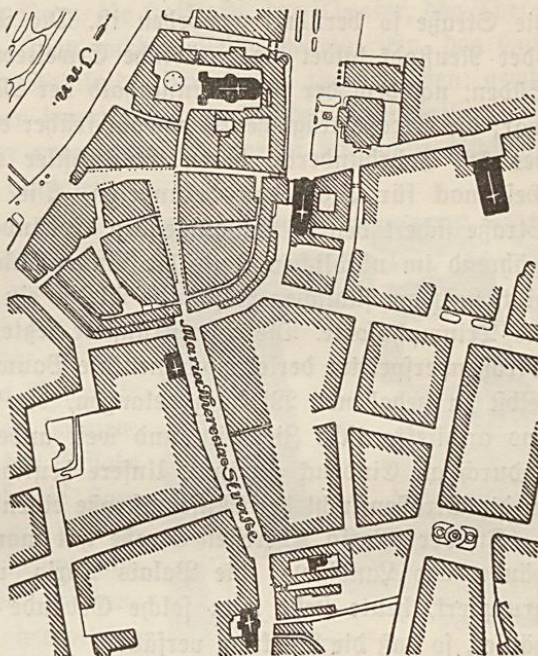
Wie sieht nun Neutoblach (Abb. 3) aus, eine Gruppe öder, langweiliger Hotellkästen liegt vor uns; wohin kommen wir, wenn unsere Landschaft in dieser Weise verunstaltet wird? Gibt es ein besseres Beispiel für die Notwendigkeit der Heimatschutzbewegung?

Man könnte sagen, dieses Beispiel sei mit besonderer Bosheit ausgefucht; ähnliche Erscheinungen sind aber fast überall zu beobachten, wo neue Ortsteile entstanden sind, namentlich die sogenannten Bahnhofstraßen zeichnen sich in der Regel durch besondere Ede und Häßlichkeit aus. Abbildung 4 zeigt uns eine solche Bahnhofstraße; möchte man es glauben, daß dies eine Straße in Tirol ist? „Das sieht schon beinahe amerikanisch aus“, höre ich jemanden sagen. Abbildung 5 zeigt uns eine weitere solche Straße; ist sie auch in Tirol? Sie hat mit der obigen schlagende Ähnlichkeit, noch häßlicher ist sie nicht. Diese Straße ist wirklich in Amerika, es ist die Market Street in Wilmington, einem kleinen Städtchen in Delaware, ich habe sie zu Vergleichszwecken selbst aufgenommen. Man sieht, wir haben nicht allzu viel Ursache, uns über die Kultur- und Traditionslosigkeit Amerikas lustig zu machen.

Begeben wir uns nun in die Ortschaften selbst; wir haben hier außer den Gebäuden Verkehrswege: Straßen, und Ruhepunkte für den Verkehr: Plätze. Die Gestaltung der Straßen und Plätze ist nun auch eine eigene Kunst, welche die alten Städtebauer sehr wohl verstanden, die aber im 19. Jahrhundert ganz vergessen worden zu sein scheint; erst in den letzten Jahrzehnten hat man sich wieder darauf besonnen.

Sehen wir uns daraufhin einige Tiroler Städte an. Wenn wir den Plan von Innsbruck betrachten, fällt uns der Unterschied zwischen den alten und neuen Straßen sofort auf. Die wegen ihrer Schönheit beinahe weltberühmte Herzog Friedrich- (Abb. 6) und die Maria Theresien-Straße geben ein eigentümliches Bild; erstere bildet den Kern der Altstadt und erweitert sich gegen das Goldene Dachl zu einem Platze, wie diese Straße auch früher genannt wurde. Um uns das alte Bild zu vergegenwärtigen, müssen wir uns daran erinnern, daß die Straße damals gegen Süden durch das Spitaltor und gegen Westen durch das Inntor abgeschlossen war. Von der Ottoburg zog sich über das heutige Bezirkshauptmannschaftsgebäude bis zum Goldenen Dachl die landesfürstliche Burg. Wenden wir uns etwa beim Goldenen Dachl stehend gegen Süden, so ergibt sich durch die Verjüngung ein überraschend feines Architekturbild. Man sieht eben die sich

kulissenartig vorschie-
 den Häuser mit ihren
 Lauben, Erkern und ab-
 wechslungsreichen Dach-
 abschlüssen, während dies
 bei einer modernen,
 geradlinig verlaufenden
 Straßensucht nicht der
 Fall ist. (Abb. 8.) Die
 wenigsten Bewohner
 einer solchen Straße
 wissen daher, wie die
 Häuser aussehen; aller-
 dings bieten diese mo-
 dernen Gebäude fast
 nichts Sehenswertes, sie
 sind meist nach einer
 Schablone gebaut.



Innsbruck: Altstadt- und Maria Theresien-Strasse.

Bei der Herzog
 Friedrich-Strasse wird
 die Geschlossenheit der

Wirkung nicht durch Straßeneinmündungen zerrissen; die schmalen Öffnungen der Riesen- und Seilergasse sieht man von unserem Standpunkt aus überhaupt nicht, aber auch diese beiden Gäßchen liegen nicht in einer Achse, zudem ist die Seilergasse geknickt, die Riesengasse rückwärts abgeschlossen, es ergibt sich also auch beim Durchschreiten der Herzog Friedrich-Strasse im Bilde kein Loch.

Blicken wir vom Süden gegen Norden durch die Straße, so steht an der Stirnseite als Schmuck das Goldene Dachl, kommt also, da es sich um einen Höhenplatz handelt, in erster Linie zur Geltung, der prächtige Stadtturm beherrscht das Bild an der Seite.

Mit ganz anderen Mitteln ist die Wirkung der Maria Theresien-Strasse (Abb. 9) erreicht, ihre günstige Lage und ihre Weiträumigkeit bringen es mit sich, daß die Nordkette und die Serles gewissermaßen im Straßenbild stehen; das ist jedenfalls auch ein Grund, daß

die Straße so berühmt geworden ist. Die Maria Theresien-Straße oder Neustadt bildet die natürliche Erweiterung der Altstadt gegen Süden, nachdem der Raum innerhalb der Mauern knapp geworden war; die Straße trägt heute, obwohl früher entstanden, das Gepräge des 18. Jahrhunderts, deren Baukünstler einen besonders feinen Geschmack für Städtebau bekundeten. Die leichte Krümmung der Straße sichert den sie umsäumenden Gebäuden eine gute Wirkung; während im nördlichen Teile die Innensäule die künstlerische Note gibt, steht am südlichen Abschlusse wieder ein bauliches Schmuckstück: die Triumphpforte. Die Barockkünstler setzten mit Vorliebe in die Straßenperspektive derlei monumentale Bauwerke, weil diese dadurch selbst zu gehobener Wirkung gelangen, die Fluchtlinien leiten auf das architektonische Ziel hin, und weil anderseits auch die Straße dadurch an Eindruck gewinnt. Unsere heutigen Städtebauer stellten in die Straßenflucht der Museumstraße ein Gasometer.

In der Maria Theresien-Straße hat man die palastartigen Gebäude, das Landhaus, die Palais Taxis und Trapp zusammengruppiert, heute stellt man solche Gebäude einzeln zwischen Zinshäuser, so daß die Wirkung verfällt.

Auch die Maria Theresien-Straße gewinnt durch die Geschlossenheit, keine Straße kreuzt sie vom Anfang bis zum Ende.

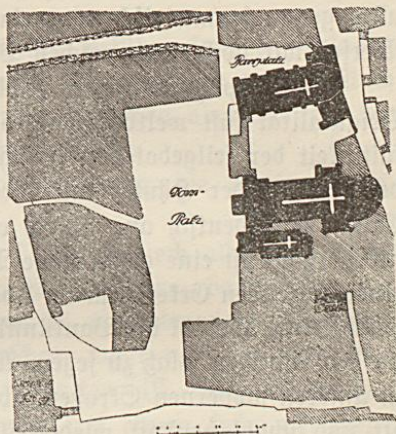
Kleinere Kirchen baute man ein, was diesen und dem Straßensilde zugute kommt; aber auch sogar die monumentale Universitätskirche hat man eingebaut, davor aber einen kleinen architektonisch sorgfältig gestalteten Platz mit nicht zu hohen Gebäuden gelegt, da man die Kirche in der engen Straße nicht sehen könnte. Wie fein ist das alles erdacht! Bei der Herz Jesu-Kirche und dem Postgebäude in Innsbruck hat man sich nicht mit solchen Erwägungen beschwert: freilich ist es auch besser, wenn man die Fassade des letzteren nicht sieht. Auch dem Burggraben (Abb. 13) hat man durch Überbauung der Straße mit der sogenannten Silbernen Kapelle eine wundervolle geschlossene Wirkung gesichert, gleichzeitig aber auch den Platz vor der Burg, deren linker Turm die Hofgasse abschließt und in der Achse der Universitätsstraße ein schönes Architekturbild bietet, nach dieser Seite geschlossen. Auch hier finden wir wieder die Monumentalgebäude

zusammengruppiert: die Burg, die Hofkirche, das Theater, das Theresianum, die Universität. Man wird vielleicht geneigt sein, das Entstehen dieser prächtigen Stadtbilder dem Zufall zuzuschreiben; gewiß sind diese Gruppierungen hauptsächlich praktischen Bedürfnissen entsprungen, es bleibt nur verwunderlich, warum sich solche glückliche Zufälle bei den neuen Stadtteilen fast gar nicht ereignen.

Ähnliche Beobachtungen können wir beim Brigner Dom und Pfarrplatz (Abb. 10) machen; der Dom liegt an der Breitseite des Platzes, dessen Dimensionen dem Bauwerke nicht besser angepaßt sein könnten; im Jahre 1790 wurde der Fassade durch die Vorhalle und die flankierenden, turmbekrönten Seitenbauten eine größere Breitenwirkung gegeben, wodurch die Höhenwirkung noch mehr hervortritt, der „Bau wächst“; nebenbei aber wurde eine geschlossene Platzwirkung erreicht. Man hat sich also nicht gescheut, den Dom einzubauen, ebenso die Pfarrkirche, an deren Seite sich ein Tiefenplatz ergibt, der von dem Bilde des Weißen Turmes beherrscht wird; neben dem Turm schließt den Platz ein Torbau ab, wodurch ersterer seine Geschlossenheit erhält.

Die Straßen münden in beide Plätze so ein, daß sie nirgends das geschlossene Bild stören, sie durchkreuzen dieselben nicht. Aufmerksam gemacht soll noch auf die Form solcher Plätze werden; den Domplatz hat man als Rechteck im Gedächtnis: er ist es nicht. Die kleinen Unregelmäßigkeiten, die einem nur auf dem Plane zum Bewußtsein kommen, schützen die Plätze vor der Langweiligkeit moderner Reißbrettgebilde.

Eine Steigerung der Höhenwirkung finden wir auch bei den der Pfarrkirche vorgelegten kleineren Bauten am oberen Stadtplatz in



Plan des Brigner Dom und Pfarrplatzes.

Hall (Abb. 11); hier ist das Rathaus mit der Pfarrkirche zusammen- gestellt, den Platz schmückt ein schöner Brunnen.

Die Schwazer Pfarrkirche steht schief in der Achse der Straße, ebenso sind die Bozner und Meraner Pfarrkirchen nicht genau senkrecht zur Achse der Plätze orientiert, überall suchte man durch solche kleine Asymmetrien die Langweile zu bannen, heute wird das meist alles genau symmetrisch angeordnet, der Erfolg ist dementsprechend. Werfen wir noch einen raschen Blick auf die Plätze ohne Kirchen.

Der Obstplatz in Bozen (Abb. 12) ist wegen seiner malerischen Originalität fast weltberühmt; obwohl die Uppigkeit und Mannigfaltigkeit der feilgebotenen Früchte an Italien erinnert, mutet uns der Baustil der Häuser mit ihren durch die Stockwerke gehenden Erkern doch deutsch an. Durch eine Abschnürung gegen die Dominikanergasse ist eine geschlossene Wirkung erzielt und das Bild durch einen reizenden Erkerturm im Überetschstil belebt. Es ist merkwürdig, welch feines Gefühl die Baukünstler früherer Zeiten hatten, so etwas an den richtigen Platz zu setzen. Wir haben solche Erker zu Duzenden in unseren modernen Straßen, aber sie wirken selten, weil sie sich zu oft und schablonenhaft wiederholen und weil man in rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen solche Erker nicht sieht.

Wie viel würde der Obstplatz verlieren, wenn er statt der konfaven Häuserfront gegen Westen von einer geraden abgeschlossen würde.

Am Rathausplatz in Bozen steht das neue Rathaus, auf das wir noch zu sprechen kommen. Um die Platzwirkung nicht zu stören, hat man die neu durchgebrochene Straße gegen Rentisch überbaut und einen von Arch. M. Umonn entworfenen Torbau hingesezt, der sich dem Baucharakter der Umgebung so gut anpaßt, als wäre er stets dort gestanden. Er trägt mit seiner Lichthaube, dem ausladenden Dache und in der Fenster- und Erkerbildung den ausgesprochenen Bozner Baucharakter an sich.

Solche Mühe ist gut angewendet, denn gerade für Bozen ist die Schönheit der Stadt auch von größter materieller Bedeutung; während man in anderen Städten für Belassung der alten Tore schwer kämpfte, wurde hier eine solche Durchfahrt neu geschaffen, was von weisichtiger Fürsorge für das Stadtbild zeigt.

Auch der Stadtplatz in Rattenberg (Abb. 7) zeigt eine solche Tordurchfahrt im Amtsgebäude. Wäre hier ein Straßendurchbruch, so wäre es um die wundervolle Geschlossenheit der Platzwirkung geschehen. Freilich vereinigt der Platz auch noch andere Vorzüge: abwechslungsreiche Gestaltung der umgebenden Architektur, gute Straßensführung, so daß das Platzbild nicht durch Böcher zerrissen wird, und eine glückliche Form.

Die Häuserzeilen sind nicht geradlinig geführt, sondern springen kulissenförmig vor, die Ecken sind durch kräftige Erker geziert. Auch in Bruneck ist die Straße durch einen Torbogen abgeschlossen, der derselben einen platzartigen Charakter verleiht.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen die wenigen noch erhaltenen Stadttore.

Brigen hat mit Ausnahme des Neutores noch alle seine Tore: das Michels- oder Finstere Tor beim Weißen Turm, das Stadl- oder Sebener Tor gegen die Stadlgasse, das St. Erhards-, jetzt Sonnentor genannt, das Kreuzgangtor, bei welchem sogar noch der alte Torflügel mit dem Einsteigpfortchen erhalten ist. Das Sonnentor (Abb. 14) wurde erweitert und wieder mit einem Helm versehen; die Stadtverwaltung hat mit großen Kosten in lobenswerter Weise das Tor erhalten.

In ähnlicher Weise wurde auch in Meran das sogenannte Bintschgauer Tor (Abb. 15) erweitert; hier hat der Heimatschutzverein mit Erfolg seine Stimme erhoben und bei der Stadtvertretung auch erfreulicherweise Gehör gefunden, so daß das Bauwerk erhalten blieb. Auch das Passeier und das Bozner Tor sind noch vorhanden.

Einzigartig in Tirol sind die noch bestehenden Stadtmauern und Tore in Glurns (Abb. 16). Kaiser Ferdinand I. ließ die gegenwärtigen festen Mauern um 1530 herstellen, um die Stadt gegen die Engadiner zu befestigen.

Auch Bruneck besitzt, wie erwähnt, noch einen Torturm.

Der Zwölferturm in Sterzing stammt aus dem Jahre 1468, er war ursprünglich statt dem Treppengiebel mit einem pyramidenförmigen Dach versehen. Er gibt dem Straßenbilde einen prächtigen architektonischen Abschluß (Abb. 40).

Der herrliche Münzerturm mit dem Münzertor in Hall (Abb. 17), erbaut von Erzherzog Sigismund, bildet ein landschaftliches Juwel. Wir können die Hoffnung aussprechen, daß die Heimatschutzideen nun doch so weit Gemeingut geworden sind, daß die Tore, diese historischen Denkmale erster Ordnung, nicht mehr aus „Verkehrsrücksichten“ gefährdet sind.

Natürlich konnte unsere Darstellung hinsichtlich Straßen und Plätzen keineswegs vollständig sein, es kam nur darauf an, zu zeigen, was eigentlich dieselben so schön macht; daß sie es sind, darüber ist man sich doch heute allgemein einig. Trotzdem geht man oft schonungslos vor, wozu ein angebliches Verkehrshindernis, wie schon bei den Toren erwähnt, den Vorwand bildet. Bis vor nicht langer Zeit konnte man in den Verbauungsplänen unserer Städte stets eine Menge Korrekturen der alten Straßenzüge finden: Da wurde ein sanfter Bogen gerade gemacht, dort ein Vorsprung wegrasiert, das Ideal war eben die schnurgerade, langweilige Zinskafernenstraße.

Es ist wohl selbstverständlich, daß solche Korrekturen alter Straßenzüge in den allermeisten Fällen nicht nur unnötig, sondern vom architektonischen Standpunkt geradezu barbarisch sind, weil den Straßen ihre Schönheit genommen wird. Im Gegenteil sollte man bei Neuanlagen die Schönheitsgesetze, die sich aus den alten Anlagen ergeben, beachten; man brauchte bei Ortserweiterungen oft nur, wie man es früher machte, alten Feldwegen u. dgl. zu folgen und die Langweile der Geraden würde vermieden.

Rechteckige Kreuzungen vermeide man heute so viel als möglich, sie sind meist unschön und auch unpraktisch, weil der Verkehr von vier Straßen an einem Punkte sich trifft. Auch der Windzug bricht sich besser, wenn die Straßen nicht in ununterbrochenen Zügen fortlaufen. Daß man aus ähnlichen Gründen die häßlichen Sternplätze, wo sich gleich mehrere Straßen treffen, heute nicht mehr anlegt, ist wohl selbstverständlich.

Aus allen diesen Andeutungen geht hervor, wie wichtig ein guter Verbauungsplan für jede Ortschaft ist; es sollte hier nicht gespart und die Arbeit von einem tüchtigen, erfahrenen Fachmann gemacht werden. Auf die Zinskafernenstraßen kommen wir später noch zurück.

Zu den kleinen Denkmälern in unseren Ortschaften gehörten die Brunnen, ich schreibe absichtlich „gehörten“, weil ja in unbegreiflichem Unverstand viele von den alten schönen Brunnen entfernt wurden, anstatt sie zu erhalten. Einige dieser Brunnen — ausgesprochene Monumentalbrunnen lassen wir hier außer Betracht — sind aber doch noch erhalten, so der einfache aber doch wirkungsvolle achteckige Brunnen in Klausen (Abb. 18), der schon in reicherer Skulptur ausgeführte Brunnen in Kaltarn mit einer Madonnenstatue, der Stadtbrunnen in Rattenberg uff.

Kleinere hübsche Brunnen gibt es noch mehrere, beispielsweise der Barockbrunnen in der Innstraße in Innsbruck, zwei solche in Hall usw., manche davon sind anspruchslos: eine schöne Schale, eine einfache Säule, welche höchstens noch als Schmuck irgend eine Figur trägt und schöne bronzene Auslaufrohre besitzt, aber das Ganze ist doch ein kleines Kunstwerk; man freut sich, so oft man es ansieht. Vergleichen wir damit den Brunnen auf Abbildung 19, der gleich in mehreren Exemplaren angefertigt und aufgestellt wurde, so „schön“ ist die Typel! Diese Arbeit stammt noch dazu aus der letzten Zeit vor dem Kriege; möchte man gegenüber einem solchen förmlichen Kult des Häßlichen nicht an jeder Besserung verzweifeln!

Im 19. Jahrhundert ist man auf den Einfall gekommen, gotische Brunnen aus Gußeisen (Schwaz, Ruffstein) herzustellen; so häßlich sind sie nicht, wie der obige, man sieht, die ästhetische Kurve läuft in vieler Beziehung noch absteigend.

Doch wir wollen nicht zu sehr Grau in Grau malen, es gibt doch auch Ansätze zum Besseren. So wurde beispielsweise in Pradl (Abb. 20) ein hübscher ländlicher Brunnen aufgestellt, ferner wurden anlässlich des Wiederaufbaues in Zirl ein schöner neuer Brunnen und in Schwaz ein solcher mit der Figur eines Bergmannes errichtet uff.

Die ländlichen Brunnen mit einer Statue St. Florians oder Wendelins sind für das Straßenbild wichtig. Mit etwas Sorgfalt lassen sich diese Brunnen leicht erhalten.

Sehr schädigend für unser Stadtbild ist die übertriebene Reklamesucht; man begnügt sich nicht mit einer einfachen Firmatafel, es

müssen in Nachahmung des amerikanischen Reklameunwesens die ganzen Fassaden mit riesigen Schildern bedeckt werden, die rücksichtslos über die Erker hinweggehen und jede Architektur umbringen, dazu kommen noch die Steckschilder, die jeder größer als der andere macht, ja selbst an den Dächern bringt man schon solche Schilder an; zudem ist dieser Reklamewust zwecklos, weil man bei dieser Unzahl von Schildern eben keinen beachtet.

An der Nordseite der Maria Theresien-Straße hat man genau in der Achse der Herzog Friedrich-Straße die berühmte Litfasssäule mit der Uhr angebracht, die den Blick auf das Goldene Dach behindert; die Triumphpforte wird ebenso von einer Riesenwirtschaus-reklame flankiert (Abb. 21), als hätte man es abgesehen, ein Schulbeispiel zu schaffen, wie man ein Monument in der Wirkung schädigen kann, ohne es anzurühren. Diesem Unfug können nur strenge Verordnungen der Stadtverwaltungen steuern.

Die Bauwerke und ihr Charakter.

Wir haben schon früher erwähnt, daß das Orts- und Landschaftsbild von den einzelnen Bauten, namentlich von den Monumentalbauten, entscheidend beeinflusst wird. Die wichtigste Rolle fällt in dieser Hinsicht in Tirol den Kirchen und den kirchlichen Bauten zu, von denen es im Lande eine große Zahl gibt.

Die Lage unserer alten Kirchen, ob sie nun den Orten selbst eingeordnet oder frei in der Landschaft stehen, ist fast ausnahmslos mustergültig. In anderen Fällen mag wohl auch die Versumpfung oder Überschwemmungsgefahr in der Talsohle zur Auswahl erhöhter Plätze beigetragen haben.

Wie malerisch fügen sich unsere Kirchen und Kapellen, wo sie freistehen, der Landschaft ein; es gibt dafür eine Unzahl Belege, wie die Kirche in Obernberg, die Kirchen von St. Magdalena bei Bozen, bei Seis am Schlern usw. Wie leuchten die Bauwerke traut und anheimelnd von unseren Höhen!

Über die Mannigfaltigkeit der Gestaltung, teils im Zusammen-

hang mit dem Zeitstil, teils beeinflusst durch die verschiedenartige Entwicklung in Süd und Nord, brauchen wir keine Worte zu verlieren.

Leider hat das vergangene Jahrhundert an unseren Kirchen viel verdorben. So wurde eine Reihe von Kirchen und Türmen durch Eindeckung mit grauem oder rotem Eternit entstellt, das wegen seiner harten, unschönen Farbe, die keinerlei Patina annimmt, ein kunstfeindliches Material ist. Nur wer die Kirche in ihrer Wirkung gänzlich ruinieren will, wird ein solches Eindeckungsmaterial wählen. Noch schlimmer wird der Eindruck durch die oft angewendeten spielerischen Musterungen, jedoch ist anzuerkennen, daß das braune Eternit einen Fortschritt bedeutet.

Die sogenannten Regotifizierungen manches Kircheninnern haben viele derselben des künstlerischen Reizes für immer beraubt. An Stelle der barocken Einrichtungen sind meist wertlose, fabrikmäßige neugotische Altäre und Einrichtungsgegenstände getreten, woran eine seinerzeit systematisch geförderte Mißachtung des Barockstils Schuld war. Man hat manchmal den Klerus allein für diese Umänderungen verantwortlich gemacht, dabei aber vergessen, daß der Grundsatz der sogenannten Stilreinheit jahrelang von den offiziellen Stellen als Kunstgesetz gepredigt wurde; man braucht diesbezüglich nur die älteren Jahrgänge der bezüglichen Fachzeitschriften durchzusehen.

Diese Tatsache wird heute häufig verschwiegen und dafür die Schuld allen möglichen anderen Leuten in die Schuhe geschoben. Die „Stilreinheit“ ist ein Kind des Kunstdogmatismus, der es als sein Recht und seine Aufgabe erachtet, nicht nur das Werk des Künstlers zu korrigieren wie ein Schulheft, sondern auch geradezu die Wege vorzuschreiben, die er zu gehen und zu meiden hat, wodurch nicht selten gerade das Originelle eines Werkes wegekritisiert wird. Zu allen Zeiten, in denen auf künstlerischen Gebieten etwas geleistet wurde, hat man dies nur durch Förderung der Künstler und Unterstützung der künstlerischen Talente erreicht, nicht durch Kunstvorschriften.

Es ist hier nicht der Ort, die einschlägigen Fragen zu erörtern,

es genügt, festzustellen, daß jeder Stil seine Berechtigung und seine Schönheit hat, daß wir also kein Recht haben, die Werke unserer Vorfahren gewissermaßen verbessern zu wollen, sondern daß es unsere Pflicht ist, die Denkmale so zu erhalten, wie sie sind. Wo sich aber aus praktischen Gründen die Notwendigkeit einer Veränderung ergibt, wie bei Kirchenerweiterungen, muß eben ein tüchtiger Baukünstler berufen werden, der seine Aufgabe dann entsprechend lösen wird.

Es entsteht nun die Frage, sollen solche Zubauten beispielsweise bei einer gotischen Kirche im gotischen Stil gemacht werden?

Wenn wir unsere alten Kirchenbauten betrachten, so finden wir, daß in den verschiedenen Bauepochen die Zubauten im Zeitstil gemacht wurden, und da der Erfolg durchwegs außerordentlich befriedigend war und keinerlei Störung in der künstlerischen Wirkung durch derlei Stilmischung zu beobachten ist — oder wäre es jemanden aufgefallen, daß beispielsweise der barocke Zubau am Chor der Bozner Pfarrkirche störend wirken würde? — so liegt es nahe, diesen bewährten Grundsatz weiter zu befolgen.

Die Schwierigkeit liegt nun darin, daß wir noch keinen modernen kirchlichen Stil haben; es sind aber Anzeichen vorhanden, daß vielleicht doch eine neue kirchliche Kunst im Werden ist.

Vielleicht wird also die Zukunft eine Fortentwicklung unserer heimischen kirchlichen Baukunst bringen, so daß man auch wieder von einer Tiroler Kirche sprechen kann, wie bei unseren alten Gotteshäusern, die sich von jenen der Nachbarländer in bestimmten Umrissen unterscheiden. Denn die wahre Kunst war zu allen Zeiten bodenständig, nicht international. Könnte man sonst von einer venezianischen und florentinischen Baukunst, von einer schwäbischen und einer Nürnberger Malerschule sprechen? Zeigt nicht der spitze gotische Kirchturm im Inntal eine wesentlich andere Physiognomie als vielleicht die Türme in Kärnten oder Oberösterreich? Man kann sagen, daß jede Diözese ihre bestimmte Formengebung bei den Kirchtürmen hervorbrachte. Warum soll all diese seltsame präziöse Eigenart verschwinden, als ob man von einer Tafel eine kunstvolle Zeichnung wegwischte, um sie durch ein mit der Schablone aufgetragenes Muster zu ersetzen.

Biel wäre von der Kirchengausstattung und -einrichtung zu sagen. Wenn man in die Schauenster unserer Antiquare blickt und dort zifelierte oder eingelegte Reliquiarien, zierliche graziöfe Stickerien auf Paramenten in feinen gebrochenen Farben, kunftvoll gefchnitzte Altarkreuze, Verfehlampen in durchbrochener Arbeit, ja felbst Kelche fieht, Stücke, die uns von der reichen künftlerifchen Fantasie und Kunftfertigkeit der alptirolifchen Handwerker fowohl als dem Gefchmack der Auftraggeber erzählen, fo erfafst einen eine Art resignierter Hoffnungslofigkeit; das Auge reagiert nicht mehr auf die Schönheit, es ift ftumpf geworden für den Reiz der Linie und die Harmonie der Farbe, mit einem Wort, wir haben unfere Kultur verloren; noch mehr, die Leute, die diefe Dinge verfchachert haben, haben auch jedes Gefühl der Pietät eingebüßt, fonft könnten fie es nicht ertragen, daß das Kelchtuch vielleicht ein Sofapolfter, das Altargerät die Vitrine irgend eines Progen fchmückt.

Noch niederschlagender ift es aber, zu wiffen, daß an die Stelle diefer fchönen Dinge nur zu oft Erzeugniffe der Fabriken kommen, die als Maffenartikel angefertigt werden wie Stiefel und Strümpfe.

Die alten gotifchen Figuren und Gemälde find zum großen Teil aus unseren Kirchen verfchwunden, an ihrer Stelle ftehen Gröddner Erzeugniffe. Man hat eben vielfach jedes Gefühl für Kunftwerke verloren. Es ift umfonft, über diefe Dinge weiter zu reden, wenn dafür das Verftändnis ganz und gar mangelt, der läßt fich nicht belehren.

Werfen wir noch einen Blick auf die übrigen kirchlichen Bauten. Da find es vor allem unfere Stifte, die uns als leuchtende Beispiele alter Baukultur entgentreten. Welche Fülle architektonifcher Erfindung und feindurchdachter Maffengruppierung fchließt ein folcher Bau ein, wie meifterhaft find diefe riesigen Bauten der Landschaft eingefügt. Ohne einfeitig die alte Zeit zu loben, kann man wohl behaupten, daß in moderner Zeit die Löfung ähnlicher Aufgaben wohl nur in ganz feltenen Fällen in befriedigender Weife gelungen ift.

Das Kloster Wilten (Abb. 23) beherrscht trotz aller modernen Banalitäten, mit denen man es rüdfichtslos blockiert hat, noch immer mit fouveräner Vornehmheit das Stadtbild, wenn wir von Sünden

auf die Landeshauptstadt blicken. Wer aber könnte sich dem imponierenden Eindruck des Stiftes Stams entziehen, wenn er sich dem Bauwerk nähert? Welche prächtige Silhouette bieten da die von den mächtigen Ecktürmen flankierten Baumassen. Welche Fülle architektonischer Schönheiten zeigt uns dieser Bau, der noch in seiner vollen Schönheit erhalten ist.

Einen ganz anderen Charakter haben die Stifte Gries und Neustift. Das Stift Gries (Abb. 22) verleugnet auch heute nicht seine Entstehung aus einer alten landesfürstlichen Burg, welche Herzog Leopold den Stiftsherren im Jahre 1406 schenkte; der alte Berchfrit ragt als Glockenturm empor, auch der Torturm ist erhalten. Die Stiftskirche wurde 1769 bis 1788 von dem Baumeister Ant. Joh. Sartori aus Sacco erbaut. Deren Fassade ist prunkvoll gestaltet, das Stiftsgebäude selbst von spartanischer Einfachheit; trotzdem entbehrt der ganze Bau nicht monumentaler Wirkung und Eigenart; aber wir könnten uns das Stift nicht in Nordtrol vorstellen.

Das 1737 bis 1767 umgebaute Neustift bei Brigen (Abb. 26) wirkt ebenfalls durch die Mischung von Bauwerken aus verschiedenen Epochen; leider zeigt sich auch gerade hier wieder der Bauteil aus unserer Zeit als der banalste, ganz dazu geeignet, das Gesamtbild zu schädigen.

Das Kloster Säben (Abb. 27), einst Sitz der Brigener Bischöfe, ist geradezu die Krone des Landschaftsbildes in Klausen, wir können uns diesen stolzen Bau nicht daraus wegdenken.

Das Servitenkloster in Bolders (Abb. 24) ist gewiß ein einfacher schmuckloser Bau, der lediglich durch gute Verhältnisse wirkt. So etwas können wir doch heute auch noch herstellen, möchte man sich sagen. So einfach ist die Sache aber nicht, wie sie scheint. Vergleichen wir einen modernen Klosterbau (Abb. 25), der in nächster Nähe obigen Gebäudes liegt. Zeigt dieses Haus nicht die ganze trostlose Nüchternheit unseres Kasernenstils? Beim Unblick eines solchen Erzeugnisses des Maurerhandwerkes ist es nicht nötig, weitere Worte zu verlieren.

Eine fast gleiche Aufgabe wie die Stifte erfüllen im Landschaftsbilde auch unsere Schlösser und Burgen, die immer zahlreicher werden, je mehr wir uns dem Süden nähern. Man geht nicht zu

weit, wenn man behauptet, daß hauptsächlich diese Bauten der tirolischen Landschaft erst den malerischen Reiz geben und daß sie daher einen wesentlichen Teil der Schönheit unseres Landes bilden. Überetsch, die Meraner und Bozner Gegend verdanken ihren Welt- ruhm diesen vom Schauer der Jahrhunderte unwitterten Bau- werken, die, wie die daran geknüpften Sagen und Volkserinnerungen beweisen, ebenso auf das naive Gemüt des einfachen Menschen mächtig einwirken, als sie den Geist des Malers und Dichters, des Geschichtsfreundes und des Gebildeten überhaupt anregen. Diese Denkmäler zu erhalten zählt also naturgemäß zu den hervor- ragendsten Pflichten jedes Freundes unserer Heimat.

Da sich aber diese Bauten größtenteils im Privatbesitz befinden, so ist dies nur durch Verbreitung der Erkenntnis möglich, daß diese Art von Bauwerken, deren Wirkung vorwiegend in ihrer Bedeutung als historische Monumente liegt, möglichste Bewahrung der ur- sprünglichen Gestalt erfordert. Insoferne Burgen und Schlösser noch bewohnbar sind, wird man sie selbstverständlich in diesem Zustande zu erhalten suchen; wo sich der Wunsch geltend macht, Änderungen zugunsten besserer Wohnlichkeit durchzuführen, sollte nur mit größter Vorsicht und unter Zuziehung von Fachleuten vorgegangen werden.

Viele Bauten dieser Art sind in den letzten Jahrzehnten mehr verdorben worden, als es der Zahn der Zeit in Jahrhunderten ver- mochte. Man hat aus den ehrwürdigen Bauten unwahre Theater- dekorationen gemacht, die auch auf den nicht fachkundigen Beschauer den Eindruck von Spielereien machen. (Abb. 28.)

Dies führt uns zu den Ruinen. Die eigenartigen Empfindungen, welche die Ruine in uns auslöst, sind keineswegs selbstverständlich, sie verdanken vielmehr ihr Entstehen dem Gedanken des Welt- schmerzes, einer Übersättigung am Leben. Die Griechen kannten keinerlei Empfindsamkeit für Ruinen, man zerstörte rücksichtslos alte Baureste, um Neubauten aufzuführen, ebenso wurde dies bei den Römern im großen Maßstabe durchgeführt und wieder zur Zeit der Renaissance, als man antike Bauten als Steinbrüche verwendete. Erst im 18. Jahrhunderte wurde in England der Geist der Ruine entdeckt und in Verbindung mit dem englischen Park, der den

französischen verdrängte, sogar künstliche Ruinen aufgeführt. Seither ist die Ruine in die kulturelle Geisteswelt eingerückt und wird in der Landschaft als Schönheit mitempfunden, aber nur die h i s t o r i s c h e Ruine; Ruinen von Neubauten empfinden wir auch heute noch als häßlich. Es spielt also der historische Sinn dabei die Hauptrolle. Deshalb hat es keinen Sinn Ruinen aufzubauen, weil fast immer der Wert der Baureste als historisches Dokument verloren geht, abgesehen davon, daß auch die Wirkung auf das Gefühl, der romantische Reiz des Originals, vernichtet wird. An Ruinen sollten nur die notwendigsten baulichen Sicherungen angebracht werden, um den allzu-raschen Verfall möglichst aufzuhalten. Unverantwortlich ist es dagegen, noch im verhältnismäßig guten Zustande befindliche Schlösser, die der Landschaft den Charakter geben, verfallen zu lassen.

Man möchte meinen, man sollte doch, namentlich in von Fremden stark besuchten Gegenden, schon aus materiellen Interessen solche Perlen der Landschaft zu erhalten suchen. Abbildung 29 zeigt uns einen solchen Bau, der in Gefahr war, dem Verfall preisgegeben zu werden, nun aber doch erhalten bleibt. Dieses Baudenkmal ist um so wertvoller, als daraus noch die ursprüngliche Anlage zu ersehen ist; es handelt sich hier natürlich nicht um eine mittelalterliche Burg, sondern um das letzte Beispiel eines burgartig befestigten Wohngebäudes in Tirol, das von Engelhard Theodor von Wolkenstein 1622 bis 1641 als Sommeraufenthalt erbaut wurde.

Gehen wir nun zu der Betrachtung der öffentlichen Bauten profanen Charakters über.

Schon bei der Besprechung der Stadt- und Ortsbilder mußten wir auch die Eigenart der bürgerlichen Bauart in den verschiedenen Landesteilen erwähnen, die sich naturgemäß auch in den öffentlichen Bauten ausprägt. Die Zentralisation des staatlichen Bauwesens hat in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine traurige Einförmigkeit der staatlichen Bauten verursacht; nicht nur daß die Eigentümlichkeit der Bauweise in den einzelnen Gegenden unberücksichtigt blieb, sondern die zentralen Baubureaus versorgten auch sogar die verschiedenen Kronländer mit den gleichen Typen von Post-, Eisenbahndirektions- und Justizgebäuden.

Auf der Heimatschugausstellung in Innsbruck (1913) zeigte eine von Dr. Erwin Simbriger unter dem Titel „k. k. Amtsrenaissance“ vorgeführte Zusammenstellung, wie leicht sich die betreffenden Bauingenieure die Arbeit gemacht haben; derselbe Bauplan wurde je nach Größe und Lage abgewandelt. Es ist wohl selbstverständlich, daß eine solche Methode mit Baukunst nichts zu tun hat.

In früherer Zeit wurden zur Lösung solcher Aufgaben anerkannte Baukünstler herangezogen, wo solche im Orte nicht vorhanden waren, von auswärts. Die Bauten ordneten sich dem Baucharakter der Ortschaft ein und wurden der jeweiligen Aufgabe entsprechend in origineller Weise ausgeführt.

Vergleichen wir beispielsweise die Rathäuser in Hall und Sterzing, die zu den hervorragendsten öffentlichen Bauten aus älterer Zeit zählen und auch in lobenswerter Weise erhalten sind. Das Haller Rathaus (Abb. 11) steht mit der Pfarrkirche in Wechselwirkung, der ältere Teil aus dem 15. Jahrhundert ist mit einem Eckerker geschmückt, der Hof mit einer zinnengekrönten Mauer umgeben, der neuere Teil aus der maximilianischen Zeit erhielt ober dem Portal in einer Nische figuralen Schmuck, die 1522 datierte Figur eines Ritters.

Das Rathaus in Sterzing (Abb. 30) gehört ebenfalls dem 15. Jahrhundert an, der charakteristische Eckerker stammt von 1524 und ist nach Fischnaler ein Werk Jörg Kölderers. In Stein gehauene Wappen und Maßwerke schmücken die Füllungen. Im Erdgeschoß öffnen sich Laubenbogen, das Dach ist mit Zinnen gekrönt.

Wie eigenartig finden wir hier die wesentlich gleiche Aufgabe in den beiden Städtchen an diesen aus annähernd derselben Zeit stammenden Bauten gelöst; mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln wurde eine künstlerische Wirkung erzielt, die Generationen zur Freude gereicht.

Ein weiteres Beispiel ist das jetzige Steueramtsgebäude in Bozen (Büdingergasse), in älterer Zeit landesfürstliches Amtshaus. (Abb. 31.) Kaiser Maximilian ließ es neu aufbauen und wohnte auch öfters darin; das Haus besitzt noch das hohe steile, gotische Dach, die auffallend hohen Fenster haben in Stein gotisch profilierte Fenster-

kreuze und Sturzverzierungen, auch das Portal zeigt den gotischen Spitzbogen.

Es ist interessant, diesen Bau mit dem sogenannten Sonnenburgergericht in Innsbruck zu vergleichen. (Abb. 32.) Dieses Haus bestand schon 1413 als grundherrschaftliches Leutgebhaus, der Wirt war zugleich Richter. Es dürfte die längliche Form erst durch einen Umbau erhalten haben. In der heutigen Gestalt besitzt es noch das steile, gotische Dach, die Details zeigen Spätrenaissanceformen (1630—40), so namentlich die originellen Dachbegründungen und die allerdings naiv angewendeten Voluten an den Portalen, ein Motiv, das in Innsbruck öfters wiederkehrt.

Diese Fürsorge für das öffentliche Bauwesen finden wir auch in späteren Jahrhunderten.

Das 1717 vollendete Merkantilgebäude in Bozen (Abb. 33) ist als einziges Beispiel des italienischen Palastbaues in Bozen merkwürdig. Die eigenartige Zusammensetzung des Merkantilmagistrates aus Boznern und Fremden, namentlich Italienern aus Trient und Verona, brachte es mit sich, daß durch einen der regierenden Rats herrn, den Veroneser Kaufmann Bondoni, ein Baumeister aus Verona, namens Perotti, berufen wurde. Es ist von ihm nur bekannt, daß er die sogenannte Camera del territorio in Verona umgebaut hat und 1664 geboren und 1727 gestorben ist.

Der Palast wurde in zwei Bauperioden ausgeführt: der Laubentrakt 1708 bis 1712, der Trakt in der Silbergasse 1718 bis 1727. Namentlich in letzterem zeigt sich Perotti unter dem Einflusse seines berühmten Landsmannes Sanmicheli.

Perotti hat an dieser Fassade den Saalbau nach außen durch einen Balkon mit Ballustraden kräftig betont. Die Fensterverdachungen im Wechsel von Segmentbogen und Giebeln, sowie das Kranzgesims, laden weit aus und sind mächtig gestaltet. Die Portalbegründungen bilden den einzigen ornamentalen Schmuck. Der Palast ist ein Beispiel edler italienischer Hochrenaissance, wie sie im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts selten ist.

Der schöne Hof zeigt so recht deutlich den Unterschied zwischen dem Typus des deutschen und des vornehmen italienischen Hauses.

Bei jenem der nach der Straße gefehrte Erker, man will am Straßenleben teilnehmen; bei diesem ein bewußtes Zurückziehen von der Straße nach dem Vorbilde des antiken Hauses.

In der Ausstattung der Repräsentationsräume ließen es die Bozner an festlichem Prunk nicht fehlen.

Obwohl der Bau im deutschen Charakter der Umgebung auffällt, fügt er sich doch dem Straßenbilde fein ein.

Die fürstbischöfliche Burg in Brigen stammt ebenfalls aus der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts und besitzt in ihrem Arkadenhof mit den zahlreichen Terrakottafiguren ein imposantes Architekturdenkmal. (Abb. 34.)

Das baulustige 18. Jahrhundert brachte dann noch eine Reihe von öffentlichen Bauten hervor, unter denen namentlich das 1725 bis 1728 von dem Hofbaumeister Georg Anton Gumpert erbaute prächtige Landhaus in Innsbruck (Abb. 35) von dem Kunstsinne der Stände heute noch Zeugnis gibt, ein Bau von einer in Deutschland damals noch seltenen Entschiedenheit des monumentalen Charakters. Die dreigeschoßige, von mannhaften Gesimsen durchschnittenen Fassade steigert sich im Mittel zu einer bedeutenden, zwischen vier über das Kranzgesims hinausragenden toskanischen Pilaster gestellten Prachtarchitektur. Schräg anlaufende Pfeiler stützen im Erdgeschoß die den Balkon tragenden Konsolen. Im ersten Stockwerk ist die Fensterreihe durch die große Hauptordnung durchgeführt, im zweiten öffnet sich der Hauptsaal, mit reich verzierten, namentlich in der Achse prunkvoll gestalteten Fenstern, welche bis zwischen die an den Gebälkstäcken angehefteten Trophäen reichen. Ein Konsolengesims und ein kräftiger Giebel enden den stark hervorgehobenen Mittelbau. Die oft betonte Verwandtschaft des Landhauses mit dem erzbischöflichen Palais in München von Hr. Cuvillies (1733—37) und dem Palais Preysing, erbaut 1740 wahrscheinlich von J. Gunezrainer, ist, wie obige Jahreszahlen beweisen, für die Priorität der Schöpfung Gumperts belanglos. Übrigens ergibt ein genauer Vergleich dieser Werke mit dem Landhaus eben gerade, daß Gumpert seine Aufgabe weitaus genialer gelöst hat.

Dieses prächtige Bauwerk hat in den letzten Jahren einen

prohigen Nachbar bekommen (Abb. 36), dessen aufgedonnerte Fassade so schlecht als möglich zu der edlen, vornehmen Architektur des Landhauses paßt. Unsere Abbildungen machen den Unterschied zwischen Einst und Jetzt recht deutlich; man sieht ein Schulbeispiel, wie ein Monumentalwerk durch die Umgebung geschädigt werden kann.

Weiters verdient auch die, wenn auch etwas schwer gehaltene, durch ihren dekorativen Schmuck aber beachtenswerte Fassade des ehemaligen „neuen Regierungsgebäudes“ in der Herzog Friedrich-Straße Erwähnung. Die angebrachten Köpfe stellen Nachbildungen der Erzfiguren der Hofkirche dar. Das Gebäude erhielt die heutige Gestalt von J. M. Gumpg d. A.

Aus diesen wenigen ausgewählten Beispielen ersehen wir, welchen Wert unsere Vorfahren auf die öffentlichen Bauten legten; erlaubten es die mehr oder weniger stets bescheidenen Mittel unseres Landes nicht, Prunkbauten aufzuführen, so verzichtete man doch nicht auf künstlerischen Schmuck; ein Erker mit Plastiken, ein schönes Portal, ein Freskogemälde war eben doch erreichbar.

Leider wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieser Beziehung recht wenig geschaffen, was unseren Nachkommen ein günstiges Urteil über die Baukunst jener Zeit ermöglichen würde. Mit Ausnahme einiger Entgleisungen, wie beispielsweise das ganz verunglückte Postdirektionsgebäude in Innsbruck eine solche darstellt, ist im letzten Jahrzehnt doch eine Besserung zu verzeichnen. Wenn man sich dabei bestrebt, diese Bauten wieder dem bodenständigen Stile anzupassen, so ist dies ein erfreuliches Zeichen, daß die Heimatschutzideen Fuß zu fassen beginnen.

Einen, wenn auch nicht sehr glücklichen, immerhin gut gemeinten Versuch stellt in dieser Beziehung das neue Amtsgebäude in Meran dar; dagegen können wir uns an dem neuen Rathaus in Bozen (Abb. 37), erbaut von Prof. C. Hocheder in München, rückhaltlos freuen; es bildet einen schlagenden Beweis, daß sich die Befriedigung aller modernen Anforderungen recht wohl mit der Anpassung an die heimische Bauweise verbinden läßt. Im Erdgeschoß finden wir Arkaden oder Lauben; die kleinen Söller an den Fenstern des Rats-saales, das ausladende Dach sind der Bozner Bauweise angepaßt;

ein origineller Turm verstärkt die Monumentalwirkung des Gebäudes. Auch die vornehme, unter Heranziehung der heimischen Künstlerschaft ausgeführte Innenausstattung, gliedert sich würdig den besten alten Bauten an.

Ähnliches wäre vom neuen Theater in Bozen zu sagen. Anpassung an den heimischen Baustil zeigt auch das neue Postgebäude in Hall (Abb. 38), ein Werk Prof. Fischers in München. Dieser Bau scheint von altersher an dieser Stelle gestanden zu haben, so ungezwungen ist er dem Stadtbilde angepaßt. Er zeigt so recht, mit welchen einfachen Mitteln gute Architektur gemacht werden kann. Der vorspringende Teil unterbricht wohlthuend die lange Fassade, in welche der Telephonturm prächtig eingefügt ist. Auch der Neubau des Landeskulturamtsgebäudes in Innsbruck von Prof. A. Payer, das aus einem alten Zinshause geschickt umgebaute Gebäude der Landeshypothekenanstalt von Baurat S. Menardi, endlich der Umbau des Polizeigebäudes von Architekt F. Wiesenberg, verdienen hervorgehoben zu werden.

Das neue Rathaus in Matrei von Prof. O. Laffne in München ist ein eigenartiger, jedoch vielleicht etwas zu massiver Bau.

Unter den neuen Spitälern finden sich einige mustergültige Lösungen der schwierigen Aufgabe, solche Baumassen zu gruppieren, so besonders das neue Spital in Brigen von Prof. A. Payer, das Sanatorium an der Kettenbrücke in Innsbruck von den Architekten Guter, das Stadtspital in Hall von Stadtbaumeister Illmer; der reizvolle Bau des orthopädischen Instituts in Innsbruck von Baurat Ingenieur J. Albert uff. Überall hat sich eine gewisse Anlehnung an das Bodenständige als dankbar erwiesen.

Von den neuen städtischen Lehranstalten verdient die Handelsakademie von Oberbaurat Klingler als interessanter Monumentalbau genannt zu werden, auch einige andere Schulen in Innsbruck (Pradl; Fischergasse) sind erfreuliche Leistungen, besonders aber müssen die Jubiläumsschule in Bozen und das neue Reformgymnasium in Kufstein an dieser Stelle hervorgehoben werden.

Schon im Mittelalter finden wir auch in Tirol einzelne Geschlechter, die sich schöne Stadthäuser schufen; so erbaute beispiels-

weise Hans Jöchl aus Stegen bei Bruned in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Sterzing den Ansitz Jöchlhurn (Abb. 39); der turmartige Mitteltrakt und die an beiden Seiten angeschlossenen niedrigen Trakte sind durch Zinnengiebel abgeschlossen. Das Gebäude enthält die berühmte geschmückte Decke mit 130 verschiedenen Kautenfeldern in Relieflaubwerk, auch das Wappen des Matthias Jöchl von 1469 ist angebracht.

Als die Wunden des Dreißigjährigen Krieges vernarbt waren und sich neuer Aufschwung einstellte, erwachte auch wieder die Baulust, die in Tirol, welches von den Kriegsereignissen weniger in Mitleidenschaft gezogen war, übrigens, wie wir gesehen haben, nie ganz abhanden gekommen war. Es entstanden stattliche Adels- und Patrizierhäuser, die von dem Geschmacke der Bauherren Zeugnis ablegen. Wir finden solche in allen größeren Städten.

Das Tarispalais (Welsberg) sowie das Palais Troyer-Spaur (Schusterhaus) in Innsbruck, zwei stattliche Adels Häuser, wurden von Johann Martin Gumpp d. A. anfangs des 18. Jahrhunderts gebaut.

An der Stelle des heutigen Peterlongohauses stand bis in die Vierzigerjahre des 19. Jahrhunderts ein Palais, dessen Prunkfassade der Triumphpforte zugewendet war. Diese Fassade war durch einen Risalit mit zwei Balkonen gegliedert, der oben mit einem durchbrochenen Giebel und einem Laternenartigen Aufbau gekrönt war. Das kräftige Dachgesims war durch Volutenkonsolen gestützt, zwischen denen ovale Dachfenster ähnlich wie beim Tarispalais angebracht waren. Bei den Fensterverdachungen wechselten Flachbogen mit Giebeln, wie sie noch vorhanden sind. Ausgerechnet der monumentale Südtrakt wurde abgerissen, ebenso das kraftvolle Tor. Das Gebäude wurde um einige Fensterachsen verlängert wie es heute noch besteht. Nach Professor Hammer wurde auch dieses Gebäude von J. M. Gumpp d. A. im Auftrage des David Wagner erbaut.

Die Palais der Grafen von Tannenberg, jetzt Enzenberg in Innsbruck und Schwarz gehören auch dieser Reihe an; ebenso jene der Grafen von Wolkenstein in Bozen und Trapp in Innsbruck; auch das ehemalige Pfeifersberg'sche Haus in Innsbruck und viele andere wären hier zu erwähnen. Diese Gebäude sind meist einfach gehalten,

gute Verhältnisse und ein kräftig betontes, oft mit künstlerischem Schmuck ausgezeichnetes Portal heben sie aus den gewöhnlichen Bürgerhäusern hervor. Aber auch bei den Portalen wird überladener Prunk vermieden, manchmal begnügt man sich mit der Anwendung edleren Materials und etwas kräftigerer Formen, oft auch nur mit Stuckdekoration.

Was wird heute an jede Zinskaserne an Fassadenschmuck verschwendet, die Gebäude sehen höchstens prozig aus, es fehlt eben das, was man Stil nennt.

Das ältere tirolische Stadthaus hat in seiner äußeren Erscheinung einen eigentümlichen Baucharakter, der sich von Brigen über Sterzing nach Innsbruck und den Inn entlang bis Passau vorfindet. Der gegen die Straße gewendete Dachgiebel wird nämlich häufig durch eine Stirnmauer verdeckt, die teils wagrecht, teils in barock geschweifter Linie abschließt; südlich vom Brenner, in Sterzing (Abbildung 40), besonders aber in Brigen (Abb. 53), finden wir diese Mauer noch durch Zinnen bekrönt, die oft wagrecht, oft der Giebelinie folgend, abgetrepppt angeordnet sind. Vergleichen wir damit die zinnengeschmückten Herrensitze Südtirols, so ist die Annahme naheliegend, daß die Bauform von diesen auf die bürgerlichen Bauten überging, in den nördlichen Gegenden dann durch Weglassung der Zinnen vereinfacht wurde. Übrigens finden sich diese Stirnmauern auch in München; so zeigt Sandtners Holzmodell von Altmünchen, daß dort diese Mauern noch um 1500 sehr verbreitet waren. In Brigen wurden die gegen den Graben liegenden Stadtmauern erhöht und als Hausmauern benützt.

Da die Häuser der Tiroler Städte nordwärts von Brigen bis in die neueste Zeit mit Schindeln gedeckt waren, so dürften diese Stirnmauern mit Rücksicht auf die Enge der Gassen als Feuermauern gedient haben; man stellte sich hinter denselben mit den Löschkübeln auf und begoß das Schindeldach mit Wasser.

Prof. Hammer hält die „gerade Stirnmauer“ für eine Renaissanceierung des gotischen Grabendaches; sie wäre somit eine stilisierte Fortbildung der Zinnengiebelmauer.

In Bozen mußten seit dem Jahre 1598 die Häuser mit Ziegeln

gedeckt werden; natürlich dürfte diese Umänderung ganz allmählich durchgeführt worden sein; so zeigt ein Stich vom Jahre 1649 die Mehrzahl der Häuser noch mit der Giebelseite gegen die Straße gekehrt, heute finden wir fast bei allen Dächern die Traufseite der Straße zugewendet. Das Bozner Haus (Abb. 12) hat ein weit-ausladendes Hohlziegelbad, auf welchem wir die charakteristische, in der Regel offene Lichthaube über dem Lichtschacht bemerken; in diesem sind oft offene Stiegen und Verbindungswege angeordnet; Einrichtungen, die durch das Klima bedingt sind.

Die hohen, rechteckigen Fenster haben meist Steinumrahmungen und sind namentlich in der Laubengasse in Bozen oft zu mehreren zusammengekuppelt, um möglichst viel Licht zu spenden, die Dachfenster weisen die charakteristische querovale Form (oeil de boeuf) auf; die Kamine sind oft monumental gestaltet. In der Fassaden-
decoration herrscht das Zopffornament vor.

Zeigt der südtirolische Haustypus schon früh eine Abkehr vom gotischen Baucharakter und Aufnahme von Renaissanceideen, so fand der neue Stil allmählich auch bei Neubauten im Norden mehr und mehr Eingang, wenn auch daneben die alten Straßenzüge mit ihren Häusern erhalten blieben; diese Abwechslung gibt unseren Städten ein so reiches und interessantes Gesamtbild. Die Abbildung 45 zeigt eine einfache, aber vornehme Barockfassade in Trien.

Ein interessantes Beispiel frühklassizistischen Stils bildet das Haus des Urban Pitsch in Meran (1802).

In Innsbruck kann man die Stilwandlung leicht verfolgen. Das Landhaus, das Tarispalais, die Palais Troner-Spaur und Lodron (Greilhaus) (1744—1749) und einige andere repräsentieren den Barock, das katholische Kasino mit seinem fast zu reichen graziösen Schnörkelwerk die Rokokozeit, dagegen steht das Häuschen neben dem Gasthof „zur Krone“ (Abb. 41) schon am Ausgang des Rokoko. Die Ecken der rechteckig ausladenden Erker zieren reizende Kariatyden. Dieses Häuschen von etwa 1760, welches leider arg vernachlässigt ist, als wollte man es für den Abbruch reif machen, sollte unbedingt erhalten bleiben.

Sehr wichtig für das Straßensbild ist das Stockerhaus mit Fassade

aus dem frühen 18. Jahrhundert. So erzählen uns diese Häuser von den verschiedenen Epochen ihres Entstehens, jedes trägt das Kostüm seiner Zeit. Ist das nicht schön und erhaltenswert? Und in diese fröhliche Kunst des 18. Jahrhunderts, in dieses weltberühmte Straßenbild, setzte man einen mittelalterlichen, düsteren Festungsbau (Abb. 42), der von einer stelzbeinigen baulichen Großstadtmißgeburt und einem anderen höchst fraglichen Bauegebilde flankiert ist, wie sie nur die raffinierte Geschmacklosigkeit unserer Zeit hervorbringen konnte.

Dann redet man noch vom ewigen Heimatschuhjammer!

Natürlich lassen sich die Stilwandlungen auch in anderen Städten verfolgen, wir wählten Innsbruck als nächstliegendes Beispiel; während in Nordtirol meist nur schüchterne Ansätze zur Anwendung der Renaissanceformen zu bemerken sind und dann das Barock einsetzt, so daß die Renaissance gewissermaßen übersprungen erscheint, finden wir in Südtirol eine lückenlosere Entwicklung. Dieser Einfluß der Renaissance gibt namentlich auch manchen Herrensitzen im Pustertal und in der Brigner Gegend bestimmenden Charakter, wir können hier gewissermaßen einen Kampf der Gotik und Renaissance beobachten.

Eine weitere Eigentümlichkeit unserer alten städtischen Hauptstraßen sind die Lauben, im Erdgeschoß angelegte offene Bogenhallen, wie wir solche in größerer Ausdehnung in Innsbruck, Sterzing, Brigen, Bozen, Neumarkt, Meran und Glurns finden. Die Lauben bildeten und bilden teilweise noch in allen diesen Orten das Zentrum des geschäftlichen Verkehrs; freilich sind die Ladenräume meist ziemlich düster, dafür aber bietet der gedeckte Raum vor den Türen Gelegenheit, die Waren zu zeigen und halb im Freien Geschäfte abzuwickeln.

Trotz der weiten Verbreitung der „Lauben“ in Süddeutschland — der Marienplatz in München war auch mit Lauben umgeben —, Österreich (Prag) und der Schweiz (Bern) usw., wird man ihre Herkunft von Italien nicht in Abrede stellen können, da sich solche fast in allen oberitalienischen Städten finden und diese Bauart also sicher von dort zu uns gekommen ist. Nach Dr. Weingartner dürften die Lauben wahrscheinlich sogar schon in romanischer Zeit bestanden

haben. Da den Kern unserer Städte die Laubengassen bildeten, so liegt nahe, daß die ganze Anlage vom Süden her beeinflusst wurde. Die Ähnlichkeit der Laubenanordnung in den Tiroler Städten rechtfertigt weiter die Annahme, daß gewisse von Italien importierte städtebauliche Grundsätze bei der Anlage dieser Orte maßgebend waren. Diese Grundsätze fußen auf alter Tradition, der in fast allen Fällen auch eine ästhetische Wirkung innewohnt, die wir heute als schön empfinden.

In neuerer Zeit ist wieder Bozen mit gutem Beispiel vorgegangen und hat in einer neuen Straße hohe und luftige Lauben gebaut und so diesem echt tirolischen Architekturmotiv zu neuen Ehren verholfen.

Leider wurden in verschiedenen Orten die Gewölbe der Lauben herabgeschlagen und durch häßliche flache Decken ersetzt, meist um die Geschäftslokale zu modernisieren. In den meisten Fällen dürfte ein guter Architekt eine Lösung finden können, ohne die Lauben in ihrer Gesamtwirkung zu zerstören, ebenso läßt sich die Beleuchtung der Geschäftslokale von rückwärts bei inneren Umbauten erreichen.

Ein zweifellos echt deutscher Bauteil ist der Erker, welcher sich in den verschiedensten Abwandlungen in ganz Deutschtirol vorfindet.

Das „Chörl“ stammt wohl von dem Chor der Schloß- oder Hauskapellen, über dem nach liturgischen Vorschriften keine Wohnräume liegen dürfen. Der schönste Erker in Tirol ist das Goldene Dachl, es ist, als wollte Kaiser Max eine Apotheose dieses echt deutschen Bauteiles schaffen.

Wir finden den Erker verschieden angewendet: als eigentliches Chörl, besonders häufig in der Laubengasse in Bozen, oder durch alle Stockwerke durchgehend und manchmal das Dach überragend und mit einem Spitzdach mit Lasurziegeln gekrönt, ein Motiv, das ebenfalls in Bozen ideale Ausbildung fand (Abb. 12). Der gotische Eckerker, wie am Sterzinger Rathaus (Abb. 30), trägt manchmal einen Zinnenkranz, später erhielten diese Erker barocke Helme. Die Form der Erker ist im 16. Jahrhundert meist polygon, den unteren Abschluß bildet eine gotische, teils einfache, teils reich in Stein gearbeitete profilierte Konsole. Ist der Erker im Querschnitt rechteckig

gebildet, so ruht er auf Kragsteinen, welche die Gotik mit flachen Bögen verband; man findet eine Reihe solcher Erker in der Altstadt in Innsbruck.

Im 18. Jahrhundert verschwindet der polygone Erker fast ganz und macht dem rechteckigen Platz, der aber unten meist gerade abschließt.

Die Fensterbrüstungen der Erker sind namentlich in der gotischen Zeit die Träger von in Stein oder Bronze gebildeten Relieffschmuck; der Erker am Ragunghaus in Innsbruck zeigt vierzehn Turnier-
szenen, leider nur mehr in Kunststeinabgüssen. Weitere Bildhauerarbeiten finden wir am Hause Nr. 4 in der Pfarrgasse, am Deutschordenshause in der Hofgasse, am Trautsonhause in der Herzog Friedrich-Straße uſf. Die Fensterteilungen wurden in späterer Zeit oft sehr geschmackvoll mit den verschiedenartigsten, meist in Holz geschnitzten Säulen oder Kariatyden (Abb. 41) geschmückt; an den Brüstungen ist häufig reicher Stukkozierat zu bemerken, wie wir ihn am katholischen Kasino in besonders reicher Ausgestaltung sehen können.

Besondere Sorgfalt finden wir den Portalen zugewendet; wenn auch das Haus sonst schmucklos ist, am Eingangstor wurde nicht gespart. Noch heute erfreuen uns diese mächtigen gotischen Steinbögen, an denen wir auch am besten die allmähliche Wandlung des Stils zu erkennen vermögen. Wir sehen da die Renaissance (Abb. 43) in freilich naiver mißverständener Anwendung der neuen Formen auftauchen und diese wieder von den geschwungenen Linien des Barock verdrängt werden.

Aber nicht nur die Steinumrahmung, sondern auch die soliden, schweren Türen selbst, die häufig noch mit alten, oft kunstvollen Beschlägen geschmückt sind, machen den Eindruck der Gediegenheit. (Abb. 44.) Wie elend nehmen sich dagegen unsere heutigen Haustüren aus; eine Steinumrahmung ist schon nicht allzu häufig, aber wie nüchtern und lieblos ist sie meist gemacht; oft aber bleibt die Mauer ungeschützt und sieht dann nach ein paar Jahren erbärmlich aus. Von den Türen selbst wollen wir gar nicht reden; sie sind meist elende Dugendware, oft sogar aus weichem Holz, keine Spur von Gediegenheit oder gar Vornehmheit.

Ist das nicht ein trauriger Rückgang unserer Baukultur?

Das Innere des Bürgerhauses erfuhr je nach den verschiedenen Zeiten auch eine verschiedene Ausgestaltung.

In den alten Stadtteilen, in den Laubengassen, sind die Häuser schmal und tief. Sehen wir uns beispielsweise in Brigen ein solches Haus an: es wird durch einen Lichthof in ein Border- und Rückhaus geteilt. An der Straße liegen nur zwei Zimmer, ein drittes geht in den Hof, alle drei sind von einem ziemlich geräumigen Hausgang, in welchen auch die Treppe mündet, zugänglich. Am Lichthof liegen dann die Küche und Speisekammer, vor deren Fenstern ein gedeckter Holzfüller, in anderen Fällen auch gemauerte Gänge, zum Hinterhaus führen. Man sieht eine ganz brauchbare, den verhältnismäßig ungünstigen Verbauplatz geschickt angepasste Grundrisslösung.

Freilich finden sich da auch viele verzwickte Konstruktionen, dunkle Stiegenaufgänge und Alkoven und die merkwürdigsten sonstigen baulichen Absonderlichkeiten, die freilich nicht immer bequem und auch nicht allemal hygienisch einwandfrei sein mögen. Steub erzählt in seinem Buche „Drei Sommer in Tirol“ in einer launigen Schilderung von den Wunderlichkeiten der Rattenberger Häuser, wobei er es nicht an drastischen Übertreibungen fehlen läßt.

Niemanden wird es einfallen, solche meist durch Verbauung der Höfe im Laufe der Jahrhunderte verunstaltete Raumeinteilung zu verteidigen oder gar zur Nachahmung bei Neubauten zu empfehlen. An der äußeren Erscheinung aber können wir so manches lernen. Statt dessen werden aber oft noch die guten alten Bauten, die uns als Vorbild dienen können, verdorben oder ganz entfernt.

Abbildung 45 zeigt uns ein vornehmes Bürgerhaus, das hauptsächlich durch seine Verhältnisse wirkt, nur ganz bescheidene, aber geschmackvolle Dekoration unterstützt deren Wirkung.

Der Bau wurde niedergerissen. Abbildung 46 zeigt, was an die Stelle gesetzt wurde; wie kalt und nichtsagend wirkt dieses Haus, Duzendware im eigentlichen Sinne des Wortes.

Wandern wir durch unsere Zinskasernenstraßen, so finden wir die Geschmacklosigkeit in ein System gebracht. Die Bauordnungen lassen so wenig Freiheit übrig, daß selbst gute Architekten an der

Lösung solcher Aufgaben oft scheitern müssen. Die vorgeschriebene Geradlinigkeit der Straßen trägt allein schon den Keim der Langeweile in sich.

Eine hervorstechende Eigentümlichkeit unserer Vorstädte sind die Feuermauern; auch dort, wo ein Garten anschließt, wird schon auf Jahrzehnte hinaus Vorsorge getroffen, daß die Entstehung eines weiteren Zinskastens etwa ja nicht behindert ist; daß dem Nachbarn inzwischen sein Besitz durch die kahle Feuermauer verleidet wird, kommt nicht in Betracht. Der Moloch Kapital steht drohend neben dem kleinen Häuschen im Garten und sagt ihm alle Tage: „Nur Geduld, ich werde dich doch noch fressen!“ Die Mutter der Zinskaserne ist die Grundspekulation, denn nur, wo die sogenannte geschlossene Bauweise mit drei- bis vierstöckigen Häusern vorgeschrieben wird, steigen die Bodenwerte zu der unsinnigen Höhe, die dann eben wieder die sogenannte rationelle Ausnützung durch viele übereinander gelegte Wohnungen bedingt. In den Geschäftsvierteln größerer Städte rechtfertigt der Platzmangel einigermaßen dieses Verfahren, jedoch sollte man neue Stadtteile so wenig als möglich mit Zinskasernestraßen bedenken; es empfiehlt sich namentlich die Staffelung, so daß an der Peripherie Gartenviertel liegen. Aber da sind in jeder Stadtvertretung Interessenten, die irgend eine Wiese haben, die sie nicht hoch genug verkaufen können, die anderen lassen sich dann durch die bekannten Schlagworte vom modernen Aufschwunge und den — gewiß nicht nachahmenswerten — Vorbildern der Großstädte betören. Wo aber die Zinskasernestraße schon einmal nicht zu umgehen ist, ließe sich doch noch eine bessere Wirkung erzielen, wenn bei der Anlage der Verbauungspläne hierauf einige Rücksicht genommen würde; wir haben dies schon im ersten Abschnitt ausgeführt.

Die einzelnen Häuser leiden viel öfter an Überladung und ungeschickter oder zur gehäufter Anwendung der verschiedenen Architekturmotive, als an zu großer Einfachheit. Es muß nicht jedes Eckhaus einen Erkerturm haben, nicht jede Fassade mit allerlei Zementschnörkeln bedeckt sein, ein schönes eigenartiges Portal, ein bildnerischer Schmuck an einer Erkerbrüstung genügt, wie wir gesehen haben. Mit den Kosten so mancher modernen Zementsfassade ließe sich solch ein wirklich schönes Schmuckstück leicht schaffen.

Was für die Fassaden häufig ungeschickt und zu viel geschieht, wird an den Höfen gespart. Wie diese Häuservierecke oft im Innern aussehen, spottet jeder Beschreibung. Man muß unwillkürlich an einen Mann denken, der einen eleganten Anzug und zerrissene Wäsche trägt. Wie trostlos ist der Ausblick von den rückwärts gelegenen Räumen auf diese schäbigen sogenannten Balkone und fahlen Mauern! So recht ein Bild unserer Scheinkultur! Wie soll man noch an dem bißchen Garten eine Freude haben, das zwischen so viel häßlicher Nüchternheit eingeklemmt ist.

Abbildung 47 zeigt einen solchen Hof. Vergleichen wir damit die Rückfassaden älterer Gebäude, wie gemütlich, anheimelnd sehen sie aus.

Auf der Abbildung 48 sehen wir einen Hof aus Schwaz, der trotz großer Einfachheit architektonisch schön gestaltet ist. Wie traulich sieht er gegenüber der erbärmlichen Gestaltung des modernen Hofes aus.

Beim sogenannten Fugger- oder Erzhandelshaus in Schwaz fällt auf, daß der Hof nicht geschlossen ist. Die Spitzbogen der unteren und manche gotische Details der oberen Hallen (Tragberg) deuten darauf hin, daß diese Anlage durch Tiroler Schlösser aufgegriffen wurde, die dann auf das Stadthaus so allgemeinen Einfluß gewannen. Auch der mit Galerien versehene Hof eines Hauses (ehemals protestantische Kirche) in der Altstadt in Innsbruck wäre hier zu erwähnen.

Nun zur *Billa*, sie ist das Schmerzenskind unseres Bauwesens, die Schwester der Zinskaserne. Ist der Zinskaserntypus doch nur in die größeren Städte Tirols eingedrungen, so finden wir die „moderne Billa“ schon in fast jedem Dorfe vertreten, namentlich wo Sommerfrischler hinkommen.

Die Billa will, wie schon der Name andeutet, ja kein einfaches Kleinbürgerliches Wohnhaus, sondern etwas viel vornehmeres sein. Deswegen baut man sie entweder nach Schweizer Art oder in pompösen Renaissance- oder Barockformen, nur ja nicht wie ein tirolisches Landhaus.

In dem Bestreben nach Vornehmheit bringt man Erker und

Giebel, Mansarden und Balkone an, so viele als nur möglich, natürlich darf der eiserne Staketenzaun nicht fehlen, ein Eternitdach ist nicht selten. Wahre architektonische Scheusale kann man in dieser Beziehung in jedem größeren Orte finden. Abb. 49 zeigt ein besonders auffallendes Gegenbeispiel dieser Art.

Gerade Tirol hätte aber in seinen alten Landhäusern die schönsten Vorbilder, wie sich solche Aufgaben lösen lassen (Abb. 50). Schlichtheit, Anpassung an die Umgebung sind die Grundbedingungen für ein gutes Landhaus. Es ist doch lächerlich, mit einem Haus von sechs Zimmern, in dessen Gärtchen die Salatstauden friedlich neben ein paar Rosenbäumchen stehen, einen Herrschaftsitz vortäuschen zu wollen. Betrachten wir die alten Landhäuser am Ritten oder bei Hall (Taschenlehen). Wie einfach ist ihre Anlage, wie bequem und anheimelnd sind sie im Innern! Wie vornehm sehen manche dabei aus unter ihren Bäumen; man sieht es diesen Bauten an, sie dienen eben nur zur Erholung für die Familie des Besitzers, nicht zur Prozederei.

Glücklicherweise zeigt sich in letzter Zeit auch auf diesem Gebiete ein Anlauf zur Besserung; in den letzten Friedensjahren haben unsere heimischen Architekten manch schönes Landhaus gebaut. Wir zeigen auch ein solches (Abb. 51). Dieses Haus hat im Innern wirklich herrschaftlichen Charakter, sein Äußeres schlicht und traulich; Mit den Häusern soll es sein wie mit den Menschen, man soll nicht enttäuscht sein, wenn man das Innere kennen lernt.

Das Einfamilienhaus braucht in der Stadt durchaus nicht dem Bauernhaus nachgebildet zu sein, soll es sogar besser nicht; am Lande dagegen wird eine solche Anlehnung an die bäuerliche Bauweise in vielen Fällen erwünscht sein, obwohl uns auch hier Pfarrhöfe u. dgl. beweisen, daß ein Haus, das eine andere Bestimmung hat, nicht wie ein Bauernhaus auszusehen braucht und doch in das Gesamtbild passen kann.

Vergleicht man gute alte und neue Landhäuser mit solchen, die einen ungünstigen Eindruck hinterlassen, so ergibt sich in den meisten Fällen als Hauptgrund der schlechten Wirkung der Mangel an einem richtigen Verhältnisse der Breite zur Höhe. Um

den teureren Grund auszunützen, baut man ein turmartiges Haus. Auf der anderen Seite verschwendet man aber Raum durch eine unnötige Höhe der Zimmer, die dann über den Fenstern stagnierende Luft haben; wo die hohen Fenster bis zur Decke reichen, verhängt man sie wieder durch Gardinen. Wäre es nicht vernünftiger, die Räume gleich niedriger zu machen? Freilich müßten dann unsere Bauordnungen entsprechend abgeändert werden.

Auch durch Weglassen der wertlosen Vorgärten ließe sich bei Landhäusern viel Raum ersparen.

Übrigens werden in Nachahmung der Stadt auch auf dem Lande solche hohe Kästen gebaut, obwohl dort der Grund nicht so kostbar wäre.

Im Zusammenhang mit dem Villenbau stehen auch die sogenannten Kolonien; die meisten derartigen Anlagen sind mißglückt. Sie krankten an ähnlichen Übeln wie der Villenbau im allgemeinen, nur daß die Mißstände infolge der gebotenen Sparsamkeit meist noch schärfer hervortreten. Nur ein in der Lösung solcher Aufgaben geübter Architekt vermag das Richtige zu treffen.

Es braucht wohl nicht mehr erwähnt zu werden, daß Arbeiterhäuser nicht ein so trostlos nüchternes Aussehen haben sollen und dürfen, wie dies früher meist der Fall war.

Nun noch ein Wort von den Industriebauten. War die Häßlichkeit anderer Bauten Zufall, so verstand es sich gewissermaßen von selbst, daß ein Industriebau so häßlich als möglich sein muß.

Wir brauchen nur an unsere Kunstmühlen, Brauereien, sonstige Fabrikgebäude, Lagerhäuser zu erinnern; ein solcher Bau genügt oft, um ein Ortsbild zu verderben, weil hiedurch die Harmonie der übrigen Bauten gestört wird. Zu den abschreckendsten Beispielen gehört das Innsbrucker Lagerhaus; dieser Bau findet an Häßlichkeit höchstens in manchen Arbeiterhäusern ein Gegenstück. Vergleichen wir dagegen einen sogenannten Salzstadl in Hall (Abb. 52), also ein im wesentlichen demselben Zwecke dienendes Gebäude, so fällt uns der Unterschied in der Wirkung sofort auf, obwohl auch hier der Zweck keineswegs verhüllt ist.

Ein weiteres Beispiel für eine außerordentlich wirkungsvolle,

einfache Gestaltung solcher Bauten ist das alte Innsbrucker Zeughaus aus maximilianischer Zeit. Natürlich ist es nicht leicht, solche Bauten ihrer Umgebung halbwegs anzupassen. Aber es sind auch in neuerer Zeit nicht nur in Deutschland, sondern auch bei uns in dieser Hinsicht wohlgelungene Versuche gemacht worden. Wir erinnern an das von der Stadt Innsbruck gebaute Elektrizitätswerk an der Kueß, sowie an die neuerdings von der Militärverwaltung erstellte Automobilwerkstätte (Abb. 77), beide vom Architekten Oberbaurat Ferdinand Mayer. Hier finden wir den industriellen Zweck aufs glücklichste mit bodenständiger Bauweise angepaßt.

Das alptirolische Wirtshaus und das Hotel.

Für ein Fremdenland wie Tirol spielen naturgemäß die Gaststätten eine bedeutende Rolle. Man ist geneigt, den Fremdenverkehr — besonders wenn man an seine Schattenseiten denkt — als eine moderne Einrichtung hinzustellen, die dann oft nicht gerade wohlwollend charakterisiert wird. Wer aber die unzähligen, oft sehr großartig angelegten alten Gasthäuser entlang unserer Verkehrsstraßen beachtet, wird zur Überzeugung kommen, daß Tirol infolge seiner Lage an der wichtigen Durchzugslinie nach Italien von jeher im gewissen Sinne ein Fremdenland war.

In Goethes und Heines und anderer Reisebeschreibungen finden wir den Durchzug durch Tirol eingehend behandelt.

Durch den modernen Verkehr, das Anwachsen der Großstädte und die Neuentdeckung der Schönheiten der Alpenwelt erhielt der Fremdenverkehr allerdings insoweit eine Umgestaltung, als die Fremden nicht bloß mehr durch unser Land reisten, sondern in dasselbe kamen, um dort zu bleiben. Das bedingte bis zu einem gewissen Grade eine Umgestaltung unseres Gasthauswesens, denn der verweilende Gast stellt naturgemäß andere Forderungen als der durchreisende Fremde.

Wenn wir uns aber die tirolischen Sommerfrischen ansehen, so finden wir gerade an den landschaftlich schönsten Plätzen häufig die

schreiendsten Verunstaltungen durch die zahlreichen unmäßig hohen, mit unzähligen Balkonen, Türmchen und Veranden versehenen Hotelkästen hervorgerufen.

Das Hotel sieht gleich aus am Semmering, am Wörthersee und an einem beliebigen Orte Tirols. Man findet es überflüssig, sich um die Umgebung oder bodenständige Bauart zu bekümmern. Ein schlagendes Beispiel bildet die Hotelkolonie in Neutoblach (Abb. 3). Diese Gruppe von Hotelkästen genügt allein schon, um zu zeigen, auf welchem Tiefstand in ästhetischer Beziehung der Hotelbau angelangt ist. Solche Monstra findet man leider beinahe in allen größeren Sommerfrischorten.

Vergleichen wir dagegen den altehrwürdigen, gemütlichen Großgasthof „Zum Elephanten“ in Brigen, das Urbild einer alptirolischen Gaststätte größerer Ausdehnung. Wie schmiegt sich der Bau der geschwungenen Straßenlinie trefflich an, breit und behäbig steht er da, so daß jedem schon bei seinem Anblick das Gefühl der Behaglichkeit überkommt.

Das alte Haus auf unserer Abbildung 53 paßte sich ebenfalls der Laubenstraße, in der es stand, trefflich an; das Haus war einfach gestaltet und wirkte nur durch seine guten Verhältnisse. Die Abbildung zeigt den Bau schon teilweise zum Abbruch eingerüstet, trotzdem verfehlt er nicht seine Wirkung.

Abb. 54 stellt den Neubau an dieser Stelle dar; wie steif und lebern nimmt sich dieses Haus im Vergleich zum alten aus! Vor allem ist es viel zu hoch und stört schon dadurch die Harmonie des Straßenbildes, wie unschön ist die abgetreppte, über den Eckerkor hervorragende Zinnenreihe; die abgezirkelten Lauben halten keinen Vergleich aus mit den malerischen alten Bögen. Das Ganze ist ein Musterbeispiel mißverständener Anwendung heimischer Motive. Zudem fiel diesem Bau auf der Rückseite das besterhaltene Stück der Stadtmauer zum Opfer.

Sehen wir uns noch eines unserer lieben behäbigen Straßewirtshäuser (Abb. 55) an; ist es nicht eine Freude, ein solches Haus zu betrachten, bringt es nicht auch soliden Wohlstand zum Ausdruck, aber ohne Prozederei und unnützes, zweckloses Beiwerk. Dafür

schmücken es schöne Fresken als Beweis, daß der Besitzer auch für die Kunst etwas übrig hatte.

Abb. 56 zeigt gleich noch eine solche bemalte Fassade mit dem heil. Christophorus als Patron der Gastfreundschaft, einer gemalten Sonnenuhr und einem Frächterzug. Häufig finden wir auch Bäume neben dem Wirtshauseingang gemalt, die wohl auf den Baum, den St. Christoph als Stab in der Hand hält, zurückgehen dürften.

Sollen wir noch Gegenbeispiele zeigen? In jedem größeren Fremdenorte finden wir fast nur Gegenbeispiele, schon von der Bahn aus erkennt man im Vorbeifahren unsere besuchten Sommerfrischen an diesen geschmacklosen Hotelbauten mit ihren Veranden und Zubauten, die mit dem schönen Namen „Dependance“ belegt werden; Nebenhaus wäre zu wenig vornehm.

Die „Veranda“ verdient eigens behandelt zu werden; sie verhandelt in neun von zehn Fällen selbst unsere noch erhaltenen schönen alten Wirtshäuser. Es wäre aber nicht allzu schwer, auch diese Aufgabe befriedigend zu lösen; der Gnadenwalderhof, erbaut von Stadtbaumeister Illmer in Hall, zeigt ein gutes Beispiel mit Einbeziehung der Veranda unter das Dach des Haupthauses.

Wie die Verhältnisse einmal liegen, werden freilich große Gasthöfe manchmal notwendig sein. In den meisten Fällen ließe sich das Hauptübel: die zu große Höhe im Verhältnis zur Breite, vermeiden. Da meist kein Aufzug (Lift) vorhanden ist, so ist es den Gästen auch kein Vergnügen, drei oder vier Stockwerke zu erklimmen; der Grund ist auf dem Lande nicht so kostbar, daß eine breitere Anlage nicht erschwinglich wäre.

Daß aber große Gebäude nicht immer häßlich wirken müssen, sondern sogar eine Zierde der Landschaft abgeben können, zeigen uns die alten Edelsitze. Gibt uns mancher dieser prächtigen Bauten nicht einen Fingerzeig, wie solche Aufgaben zu lösen wären? (Abb. 57.)

Einen weiteren Hinweis für die Gestaltung solcher Gebäude geben uns die Hospize, die sich in ihrer Einfachheit und Ruhe der großartigen Bergnatur prächtig anpassen. St. Christoph am Arlberg ist ein solches Beispiel (Abb. 58).

Als Gegenbeispiel diene eine moderne Anlage (Abb. 59); was hat

man da an Türmen und Zinnen aufgewendet und sich kosten lassen, um dieses unruhig wirkende, unschöne Gebäude hervorzubringen, und hätte doch mit viel einfacheren Mitteln etwas Schönes schaffen können.

So müssen wir immer wieder und wieder zu den Alten zurückkehren, nicht um zu kopieren, aber um zu lernen. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind wir eben leider so weit vom Wege abgekommen, daß wir ein Stück zurückgehen müssen, um den richtigen Pfad wieder zu finden. Übrigens gibt es auch auf diesem Gebiete gute neuere Bauten, die einen Fortschritt zeigen, so beispielsweise der von Oberbaurat F. Mayer erstellte Neubau des altberühmten Gasthofes „Zum Bären“ in Innsbruck, der sich dem Straßenbilde gut einfügt; das leider durch den Krieg sehr geschädigte reizvolle Gasthaus Stemberger in Fischeintal, erbaut von Baurat Lafne, München; der „Stallerhof“ bei Bozen (Abb. 60), der sich der Südtiroler Bauart vorzüglich anpaßt, u. a. m.

Noch ein Wort über die schmiedeeisernen Wirtshauschilder; sie sind eine hervorragende Zierde unserer alten Straßen; wir finden solche Arbeiten in zierlichen Krokoschnörkeln, im Zopf- und im Biedermeierstil. In diesen Arbeiten offenbart sich ein Reichtum der Erfindung, ein sicheres Stilgefühl, ein erlesener Geschmack und hervorragendes technisches Können. Glücklicherweise sind noch viele dieser Schilder vorhanden und werden — zur Ehre unserer Wirte sei es gesagt — im Gegensatz zu vielem anderem auch von den Besitzern erhalten. Wir wollen hoffen, daß dies so bleibt. Man hat versucht, auch neue solche Schilder zu schaffen, die größtenteils beweisen, daß sowohl der gute Wille als auch das technische Können vorhanden wären; an Schönheit halten sie meist keinen Vergleich mit den alten Beispielen aus. Doch gibt es auch Ausnahmen, wie das schöne Schild, welches Abbildung 61 zeigt, beweist.

Die Fehler liegen meist daran, daß man davor zurückscheut, die Zeichnung von einem tüchtigen Künstler machen zu lassen, der Kunstschlosser aber heute, mit ganz wenigen Ausnahmen, nicht mehr über genügend künstlerisches Gefühl verfügt, um ein solches Stück selbst zu komponieren. Das sind einmal leider Tatsachen, mit denen man

rechnen muß. Ernstes Studium der guten alten Vorbilder könnte unserem Handwerk auch auf diesem Gebiete weiterhelfen, wie unser Beispiel zeigt.

Für solche Studien würden unsere Kunsthandwerker in den Sammlungen des Ferdinandeums, des Tiroler Gewerbemuseums sowie der Ortsmuseen genügend Anschauungsmaterial vorfinden, das leider so gut wie gar nicht benützt wird. Wer ein offenes Auge für solche Dinge hat, findet auch noch überall im Lande schöne Dinge genug, an denen er lernen könnte.

Ländliche Bauweise.



Wir haben uns bemüht, den Unterschied zwischen dem nord- und südtirolischen Bürgerhause zu erkennen; noch viel einschneidender ist die Verschiedenheit der bodenständigen ländlichen Bauweise in den einzelnen Gebieten Tirols. Diese Verschiedenheit ist kein Zufall, sondern hat ihren Grund zum Teil in den klimatischen Verhältnissen und den Unbaumöglichkeiten des Bodens, zum Teil aber auch in dem Stammesunterschied der tirolischen Bevölkerung. Wenn man bedenkt, wie zähe gerade der Bauer an seinen Gewohnheiten in der Ausübung seines Berufes und auch im Hausbau festhielt, so dürfen wir uns über die Mannigfaltigkeit des tirolischen ländlichen Bauwesens nicht wundern.

Schon die Anlage der Siedlungen führt uns diesen Unterschied recht anschaulich vor Augen. In manchen Dorfanlagen liegen die Häuser einzeln in umzäunten Grundstücken (Anger), man nennt solche Siedlungen Hausendörfer. Der deutsche Freiheitsfinn der im 6. Jahrhundert eingewanderten Bajuwaren forderte möglichste Unabhängigkeit vom Nachbarn.

Dagegen finden wir in Gegenden mit ursprünglich romanischer Besiedlung (Bintschgau) die Häuser aneinander gebaut, Reihendörfer.

Freilich entwickelten sich auch später in Gegenden mit rein deutscher Bevölkerung Straßendörfer, die ihr Entstehen dem Aufschwung des Verkehrs verdanken.

Grund und Boden wurde ursprünglich unter die Gemeindemitglieder verlost; jeder bekam sein Allod zugewiesen, im Laufe der Jahrhunderte vermehrten sich die Parzellen durch weitere Teilungen immer mehr. Diese Grundanteile wurden durch die einzelnen Besitzer verschiedenartig angebaut, was eine teppichartige Wirkung der Feldungen in der Landschaft hervorbringt.

Von den deutschen Haustypen kommt in Tirol das oberdeutsche (alpine) Einheitshaus in Betracht, dessen entscheidendes Merkmal die klare Trennung von Mensch und Vieh, von Herdstätte und Wohnstube ist. Die heizbare Wohnstube mit abgetrennten Schlafkammern, der Hausflur mit dem Herde, letzterer frühzeitig in die Küche versetzt, und der Viehstall sind die Grundelemente des oberdeutschen Hauses.

Der oberdeutsche Typus läßt sich wieder mehrfach gliedern. Für uns kommt zunächst das oberbayrische Haus in Betracht, welches im Unterinntal von Ruffstein bis Jenbach heimisch ist. Das Tiroler Haus im Unterinntal weicht jedoch vom allgemeinen Typus darin ab, daß die Haustüre ebenerdig in der Mitte der Giebelseite liegt und in den Flur führt, der bis an die Scheidemauer des Stalles reicht; diese Längsteilung setzt sich auch in den Viehställen fort, so daß man das Haus in seiner ganzen Länge durchschreiten kann. Meist liegt zwischen Wohnhaus und Stadl die Tenne, zu welcher man auf einer Brücke (Rampe) gelangt.

Das ältere Unterinntaler Haus ist meist nur im Erdgeschoß gemauert, das Obergeschoß in Blockwänden gezimmert, später bürgert sich das gemauerte Haus ein oder es wird wenigstens das Obergeschoß auch verputzt und getüncht; es paßt sich aber auch das gemauerte Haus dem ursprünglich aus der Holzkonstruktion (Blockbau) hervorgegangenen Typus an. Das Gebäude bildet samt dem nach rückwärts verlegten unter demselben Dache untergebrachten Stall und Stadl im Grundriß ein Rechteck. Das sanftgeneigte weitausladende Satteldach mit ungebrochenem First ist mit gespalteneu Lagschindeln aus Lärchenholz, die mit Stangen und Steinen niedergehalten werden (Kottdach), eingedeckt und mit dem charakteristischen Glockentürmchen geziert (Abb. 62).

Das Innere des Hauses wird, wie erwähnt von einem Gang

durchzogen, an dessen Seiten die Stube und Küche sowie Vorrat-kammer angeordnet sind; im Obergeschoße liegen an dem Gange die Schlaffkammern. Er mündet auf den für das Unterinntaler Haus charakteristischen Söller, Laube (Lahn) genannt, der sich meist um das ganze Haus zieht; im Giebelfeld ist meist noch ein zweiter kurzer Söller angebracht. (Am Schweizerhause fehlt die Laube an der Giebelfront fast durchwegs.) Die Söllerbrüstung ist Gegenstand besonderer Sorgfalt. Die Bretter werden oft kunstvoll ausgeschnitten, später werden förmliche Balustraden, mit geschnitzten Docken aus Holz gefertigt. Ständersäulen versteifen die Brüstung und sind mit den darüber liegenden Konsolen verbunden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird der Ständer gedreht oder gequirlet.

Die Pfette wird als wichtigster Teil des Daches entsprechend betont und mit Inschriften und liebevoller Auszier geschmückt. Ebenso wie bei der Laubenbalustrade kommen in dieser Verzierung die verschiedenen Stilformen zum Ausdruck. Während die gotischen Formen noch sehr einfach gehalten sind, treten in der Renaissance die verschiedensten Fasen, Kehlen und Karniese und geometrische Muster auf, die teilweise textilen Vorbildern entnommen sind. Im Barock werden die Stützen länger, wuchtige geschwungene Formen treten an Stelle der geraden, die Stütze legt sich oft zungenförmig an die Pfette an, die oft phantastische Gestalten als Schluß des Kopfes hat, während der Kokoß Blumenranken und Muschelwerk anwendet; die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts haben wieder einfachere Formen. Auch die Windladen bleiben beim Unterinntaler Haus fast nie unverziert, ferner zeigen die Hirn- oder Trausbrettchen oft die mannigfachsten Formen, ebenso sind die Dachtraufen oft mit geschnitzten Tierköpfen geziert. Die Türöffnung ist je nach der Entstehungszeit von einem Spitz-, Rund- oder Korbhogen überspannt, an dessen Stelle Ende des 18. Jahrhunderts ein gerader Sturz tritt. Die schwer gezimmerte Bohlentür wird durch Verkleidung mit facettierten Brettchen in diagonaler oder sternförmiger Anordnung gedoppelt.

Zur Belichtung des Flurs ist bei älteren Bauten seitlich, bei jüngeren oben, ein Fensterchen angebracht. Die Fenster sind anfänglich

klein und quadratisch, später werden sie größer und rechteckig. Die Balken wurden in alter Zeit mit dem Andreaskreuz, später mit Ranken, Sternen und anderen Ornamenten geschmückt. Die Mauerflächen werden, namentlich im Barock, reich bemalt. Backöfen, Flachsdörren und Waschküchen sind aus Gründen der Feuersicherheit in der Regel nicht in den vielfach aus Blockwänden konstruierten Häusern untergebracht, sondern freistehend errichtet.

Den Übergang zum fast durchwegs gemauerten Oberinntaler Haus bildet das im mittleren Inntal, namentlich in der Innsbrucker Gegend, bis gegen Landeck heimische Halbhaus (Abb. 64), bei welchem die senkrechte Teilung der Länge nach Platz greift. Das Haus ist gemauert, ebenso der Stall, der Stadl aus Holz erstellt; die Kontrastwirkung zwischen der getünchten Mauer und dem braunen Holzwerk macht das Haus besonders augenfällig; oft ist zwischen Haus und Stallstock die Tenne eingeschoben, oft auch seitlich angeordnet. Die Erker tragen meist das Gepräge der Renaissance, ihre Stellung findet sich in der Verlängerung der Diele.

Besonders charakteristisch ist für die Wohnhausgiebel und die den Wirtschaftsbau darstellende Hälfte des Hauses die Anwendung des Ständerbaues an Stelle des Blockbaues. Anstatt der massiven Blockwände finden wir senkrechte Holzsäulen (Ständer) mit wagrechten Spannriegeln, zwischen welchen die aus ebenfalls senkrecht gestalteten Brettern konstruierten Verschalungswände angeordnet sind. Das Ständerwerk ruht auf zwei übereinander liegenden Bäumen, von denen der untere dem sogenannten Fassen- oder Schrifbaum als Unterlage dient. Diese Bäume bilden den Stützpunkt für die Säulen, welche die Pfetten tragen; zur Versteifung der Säulen dienen die horizontalen Brustriegel. Zu erwähnen sind auch die freiliegenden Spannriegel, welche die zu beiden Seiten des Firstes befindlichen Pfetten verbinden und als Stützpunkt für die äußere Firstsäule dienen. Die Pfetten sind durch Büge unterstützt. Die Verzierung dieses Ständerwerks ist von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit; die Zimmerleute zeigen in der Konstruktion und ornamentalen Ausgestaltung durch Fassen, Kehlen, in Kerbungen und dekorativen Nagelköpfen einen bewundernswerten Ideenreichtum. Die Farbe

wird meist nur zur Belebung der Fasen und sonstigen Schnittflächen angewendet.

Die Laube ist im Gegensatz zum Unterinntaler Haus beim Halbhaus meist nur als Dachlaube dem Ständergiebel eingefügt und auf die Breite der Beifirsten beschränkt. Das Halbhaus des mittleren Inntales zieht sich auch ins Wipptal und dessen Seitentäler, jedoch findet man hier die Häuser manchmal auch mit der Längsseite gegen das Tal, also parallel zum Hang gestellt; der Hausgang verläuft dann quer zur Firstrichtung, die Wohnräume sind gegen Süden gerichtet; der Stalleingang liegt wie die Haustüre an der Trauffseite, während die Lenneneinfahrt bergseitig angelegt ist. Eine ähnliche Form kommt auch bei alten Häusern in Thaur vor, der Flur, der zugleich Lenne ist, liegt zwischen Wohn- und Wirtschaftshaus. Diese Form ist allerdings heute durch eine später vorgenommene Drehung des Daches um 90 Grad vielfach verwischt. Freistehende Gerüste zum Trocknen des Maises, sogenannte Harpfen, welche im Pustertal von Kärnten her Eingang gefunden haben dürften, kommen im Inntal selten (u. a. bei Kematen) vor, dafür sind an den Gebäuden horizontale Stangen befestigt, an welchem die Türkenkolben dicht nebeneinander aufgehängt und getrocknet werden. Am Oberlaufe des Inns bis gegen Landeck und im Stanzertal in Pians, Quadratsch, namentlich im interessanten Grins, einst wohl ein bedeutenderer Platz an der Handelsverkehrsader, ferner auch bei größeren Bauten, Gasthäusern, Pfarrhöfen usw. im mittleren Inntal findet sich der mehr an das Binschgau erinnernde und unter romanischen Einflüssen (Engadin) entstandene Steinbau vor, an welchem die großen, steinumrahmten, bald spitz-, bald rundböygigen Tore und vorgelegten Freitreppen an den Süden gemahnen, während die Ständergiebel oder bei ausgemauerten Giebeln die geschnittenen Konsolen und Bügelstützen an Inntaler Bauweise erinnern.

Das Beispiel Abbildung 65 zeigt ein schönes Haus mit Ständergiebel, welches leider durch den Nachbar mit seinem lächerlich aufgeputzten Eckturm beeinträchtigt wird.

Der Hausflur ist meist geräumig und gewölbt. Durch den Flur, an welcher Stube, Küche, Vorratskammern usw. angeordnet sind.

kommt man in den rückwärts gelegenen Stall und in die Scheune. Getrennte Wirtschaftsgebäude finden sich nur bei großen Höfen und da nur ausnahmsweise vor. Auch im Pustertale ist dies selten, dagegen in den ladinischen Gegenden Regel. In den romanischen Gegenden der Ostschweiz ist die Trennung durchgeführt; das Wirtschaftsgebäude steht dort jedoch knapp am Wohnhause, durch welches eine Einfahrt auf die Tenne des tiefer gelegenen Wirtschaftsgebäudes hindurchführt; die Durchfahrt geht durch einen breiten Flur. Dieser Seitenflur ist beim Oberinntaler Hause zum Mittelflur geworden, neben welchen Kammern eingebaut sind, jedoch bleibt der Flur überall asymmetrisch angeordnet, d. h. die Seite, auf welcher sich Stube und Küche befinden, ist breiter.

Die Fassade des Oberinntaler Hauses ziert der meist rechteckig oder polygon gehaltene Erker mit geschnitzten Fensterteilungen und gemauerter Verdachung und ebensolchen Konsolen. Dreieckige Erker sind selten.

Die Hauptmauern reichen oft auch bis zum Dach, von dessen Gerüste man dann nur die Pfetten sieht, die manchmal von Bügen und Winkelbändern gestützt und von Winkelbügen innerlich verspreizt werden; diese Holzteile sind durch Schnitzwerk verziert. Hingegen ist das Bordach meist ohne Verkleidung mit offenem Sparrenwerk belassen. Die Windladen sind hier wie im mittleren Inntale ebenso wie die Firstzier glatt und einfach, auch fehlt das Glockentürmchen. Das Dach ist ein rauhes Bretterdach, ein sogenanntes Falettedach.

Die Bemalung der Fassaden ist im Oberinntal besonders heimisch; wir finden namentlich Barockmalereien von vorzüglichem dekorativen Charakter (Abb. 66), biblische Szenen, Heiligenfiguren, auch prächtige Fensterumrahmungen.

Dem geschilderten Baucharakter schließt sich auch das Haus im Lechtale im wesentlichen an. Unser Beispiel (Abb. 67) zeigt ein solches mit Bemalung im Zopfstil. Prof. Wopfner weist auf eine weitere, im Oberinntal oder Telfs häufig vorkommende Hausform hin, bei welcher der Eingang auf der Traufseite liegt und durch einen Flur in die der Tür gegenüberliegende Küche führt, während rechts vom Flur die Stube, links der Stall angeordnet ist; in der Ecke des

Hauses zwischen Küche und Stube liegt eine Kammer. Der genannte Autor führt dieses Haus auf die Grundform des schwäbischen Hauses zurück, bei welchem das Erdgeschoß nur drei Räume aufweist: Küche, Stube und einen neben der Stube liegenden zweiten Wohnraum, den Gaden; die Haustür führt unmittelbar in die Küche, von der man in die Stube und von dieser in den Gaden gelangt, welche an der Giebelseite liegen, genau wie bei der genannten Form des Oberinntaler Hauses.

Das Pustertal hat wieder seinen besonderen Haustypus, der sich an jenen am Südadhange der Alpen in Cadore, Ampezzo usw. anschließt. Charakteristisch ist bei den älteren Bauten unter dem ungebrochenen Dachfirst eine verschalte Galerie, welche das auf diese Art nach vorne verlängerte Unterdach abschließt. In der Verschalung sind eine oder zwei Öffnungen angebracht, um Licht in den Dachraum zu bringen. Unter dieser Galerie in gleicher Flucht läuft dann der Söller oft um das ganze Haus. Diese Anordnung verleiht dem Pustertaler Hause eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Unterinntaler Hause; nicht nur daß der rechteckige Grundriß und die gegen den Weg gerichtete Schmalseite übereinstimmt, sondern auch der Söller trägt dazu bei. Dagegen sind dieser und der verschalte Giebel fast schmucklos. Auffallend ist, daß sich dieser Haustypus besonders im Gebiete der alten Hofmark Innichen vorfindet. Diese wurde aber im 9. Jahrhundert infolge einer Schenkung an die dem Bischofe von Freising unterordnete Benediktinerabtei Scharniz dem bayerischen Hochstifte Freising einverleibt, welcher Zustand bis ins 14. Jahrhundert aufrecht blieb. In alten Bauernhäusern ist die Herdstätte noch im Flur untergebracht.

Der meiner Vermutung nach jüngere Typus (Abb. 68) zeigt eine ähnliche Anlage, jedoch ist das Dach gewalmt, die Verschalung der Galerie durch einen offenen Söller unterbrochen. Diese Form findet sich beim Kärntner Schopfhaus wieder, nur daß bei demselben der Walm nicht an den First anschließt, sondern ein dreieckiges Loch freiläßt und der Bau ein schlankeres Verhältnis in der Höhe zur Breite aufweist. Der Walm wiederholt sich im Pustertal auch am bürgerlichen Wohnhaus in den größeren Ortschaften des Hochpustertales,

beispielsweise in Sillian. Außerdem kommt der Walm an einzelnen Stellen des Oberinntales (Landeck, Pians), des Binschgaues und im Mittelgebirge des südlichen Eisacktales vor.

Während im Eisacktale um Brigen noch ein dem Oberinntale ähnlicher Typus vorherrscht, ändert sich derselbe bei Klausen und macht der Südtiroler Bauart Platz, die sich entsprechend den Bedürfnissen des Klimas und der Weinkultur sowie romanischer Einwirkung am eigenartigsten im Etschtale bei Bozen, Meran (Abb. 69) und besonders im sogenannten Überetsch ausgebildet hat.

Der sogenannte Überetscher Stil ist am besten in Eppan, Kaltern, aber auch in Tramin, Kurtatsch, Margreid, Salurn zu beobachten.

Die Märkte in Tramin und Neumarkt wetteiferten im 15. und 16. Jahrhundert selbst mit den Bozner Märkten an Bedeutung, daher die stattlichen, wenn auch heute vielfach heruntergekommenen Gebäude in diesen Orten. In Neumarkt, eine bischöfliche Gründung aus romanischer Zeit, erinnern auch die Lauben an vergangene Handelsblüte. Die Abbildung 72 zeigt den Edelfitz Wendelstein in Eppan. Wir sehen an demselben den beliebten polygonen Eckerker mit Spitzdach, die Loggien, die steingerahmten, im ersten Geschosß vergitterten Fenster, das charakteristische Walmdach mit den Holzziegeln, nur die auch häufig vorkommenden gekuppelten rundbogigen Fenster fehlen. Der italienische Einschlag ist an den ziemlich reinen Renaissanceformen erkennbar, die sich aber mit deutschen Motiven, wie dem Erker, verbinden.

Diese stattlichen Häuser mit ihren Loggien, Hallen, steingerahmten und mit schönen Korbgittern versehenen Erkern sind vielfach keine Bauernhäuser, sondern waren ursprünglich Herrschaftshäuser.

Diese wenigen Beispiele zeigen, welche Mannigfaltigkeit die ländlichen Bauten bei uns besitzen und wie verfehlt es ist, von einem Tiroler Bauernhaus schlechtweg zu sprechen, ein Unterinntaler Haus im Pustertal oder umgekehrt zu bauen.

Leider hat auch am Lande, wie man allerorts beobachten kann, die Schablone eingerissen. Vergleichen wir beispielsweise das Haus Abbildung 63 mit einem echten Unterinntaler Haus. Es ist nicht ein-

mal ein besonders häßliches modernes Bauernhaus ausgesucht worden, sondern eines wie sie zu Duzenden überall vorkommen. Wie unschön sieht das an beiden Giebelseiten zurückspringende Dach und der winzige, praktisch nicht verwendbare Söller aus; von irgend welchem heimischen Zierat ist keine Spur zu bemerken, alles ist kahl und nüchtern. Solche Häuser baut man aber heute wie im Inntal, so im Eisack- und Pustertal. Müssen da unsere Orte nicht ein uniformiertes, trostloses Aussehen bekommen?

Die Abbildung 70 zeigt einen berühmten Blick auf den Höttinger Turm. Unzählige Male wurde dieses Bild gemalt und ist heute noch in jedem Photographiengeschäft ausgestellt. Die Leute aber wissen gar nicht, daß das Bild nicht mehr vorhanden ist. Die Abbildung 71 gibt das Bild von heute. Ein mehrstöckiger Mauerkasten hat allen malerischen Reiz auf einmal vernichtet. Dazu hat man das Dach des vorderen Häuschens noch mit einem häßlichen Blechsaum entstellt.

Von den „Villen“ und „Hotels“ haben wir schon früher gesprochen. Wir geben aber noch ein Haus wieder, welches in einem Dorfe des Inntales steht (Abb. 73). Müssen durch solche entsetzliche Bauten nicht unsere Ortsbilder vernichtet werden? Ein solches Haus genügt, um ein Straßenbild gänzlich zu zerstören! Abgesehen von solchen baulichen Ungeheuern pflegte das nüchternste Haus in der Gemeinde das Schulhaus zu sein. Wir verzichten auf die Abbildung eines Gegenbeispiels, solche Kästen sind überall zu sehen. In dieser Beziehung hat die Regierung im letzten Jahrzehnt durch ihre Einwirkung manche Besserung geschaffen. Wir können wegen Raum-mangel nur ein solches Beispiel bringen (Abb. 74). Aber auch die Gemeinden selbst haben diese Anregungen aufgenommen und in das Ortsbild passende neue Schulhäuser gebaut. Wir verweisen nur auf das neue Schulhaus in Matriei und das Schulhaus in Lana (Abbildungen 75 und 76).

Für das ländliche Ortsbild ist auch die Bedachungsfrage von größter Wichtigkeit. Wir haben bereits bei Besprechung der Kirchen darauf hingewiesen, daß die öden, hartfarbigen Eternitdächer jede künstlerische Wirkung rettungslos vernichten. Trotzdem nehmen diese häßlichen Bedachungen, die den Charakter ganzer Dörfer zerstören,

immer noch überhand. Der Gewichtsunterschied ist aber nicht so groß, daß man am Dachstuhl viel ersparen könnte, da derselbe eben doch für die Schneelasten eingerichtet sein muß. Schließlich ist zu bedenken, daß das Geld für Eternit aus dem Lande hinauswandert, während wir Ziegel im Lande erzeugen; wir müssen aber bei dem finanziellen Elend, das der Krieg über uns gebracht hat, genau darauf sehen, die ohnehin sparsamen Geldmittel unserem Lande zu erhalten. Bei einzelnstehenden Gehöften und Gebäuden liegt kein Grund gegen die Anwendung des altbewährten Schindeldaches vor, das an Schönheit unerreicht bleibt.

Die Landesregierung hat übrigens für die heimische Bauart in neuerer Zeit viel Interesse gezeigt. So wurde namentlich die abgebrannte Ortschaft Matri durch die Landesarchitekten F. Wiesenberg und S. Menardi noch während des Krieges in mustergültiger Weise wieder aufgebaut. Beim Wiederaufbau von Zirl war Prof. Paulmichl im Auftrage der Landesregierung tätig gewesen.


Die Eigenart und Schönheit unserer ländlichen Baukunst verdient es wahrhaftig, daß wir ihr unsere Sorgfalt widmen. Es wird sich vielfach nur darum handeln, die Leute aufzuklären, worin diese Eigenart besteht, der betreffende Besitzer soll stolz darauf werden, ein bodenständiges Haus zu besitzen, dann wird er auch nicht dulden, daß dasselbe anlässlich einer Wiederherstellung verpfuscht wird. Bei Neubauten aber lassen sich die neuzeitlichen Bedürfnisse ganz gut mit der heimischen Bauart vereinigen, wie wir beispielsweise an Abbildung 60 sehen. Jeder Bauer, der ein Haus baut, soll nur verlangen, daß dasselbe ins Ortsbild passe und dem Baucharakter der Häuser des betreffenden Tales entspreche, dann werden sich die Baumeister und Zimmerleute schon die Mühe geben müssen, sich damit zu befassen. Dann werden wir aber auch unser Tirol in seiner Schönheit und Eigenart erhalten, denn als echte Tiroler wollen wir doch auch in tirolischen Häusern wohnen.

Gottfried Semper, einer der ganz Großen, hat die Wichtigkeit unserer ländlichen Baukunst für die Landschaft schon 1879 in seinem Werke „Der Stil“ richtig gewürdigt, wenn er sagt:

„Das harmonische Zusammenwirken dieser eigentümlichen Holz-

gebäude mit der großartigen Alpennatur, auf deren Boden sie gewachsen zu sein scheinen, ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden. In der That bleibt ein Aufgehen in der Natur die einzige Auskunft der Baukunst, wo sie innerhalb einer so überwältigenden Umgebung sich betätigen muß; — ein Wettkampf mit ihr, ein wirksames ihr Gegenübertreten ist unmöglich; dennoch ist auch hier ein konstruktives Wirken tätig, die breiten, niedrigen Verhältnisse, das flache Dach, die warme Farbe, das gemüthlich enge Familiengehäuse als Vordergrund des erhabenen himmelansteigenden Naturbildes.“

Friedhöfe und Denkmäler.

er Friedhof spielt namentlich am Lande in der geschichtlichen Entwicklung eine wichtige Rolle. Es wurde schon früher erwähnt, daß die Kirchen und Friedhöfe häufig befestigt wurden und man daher hierauf schon bei der Auswahl des Platzes Rücksicht nahm; so erklärt sich, ähnlich wie bei den Burgen und Schlössern, die beherrschende Lage vieler Friedhöfe. Wenn mit einer Kirche das Begräbnisrecht verbunden war, wurde sie mit einer Mauer „umfriedet“, daher Friedhof oder wie man am Lande noch sagt „Freithof“ (vride: Einfriedung). Manche Friedhöfe waren auch mit dem Asylrecht ausgezeichnet. Die strategische Lage des Friedhofes in Spinges hat sich noch in den Tiroler Freiheitskämpfen bewährt.

Unsere Friedhöfe haben im Laufe der Zeit sehr ihr Aussehen verändert, leider nicht zu ihrem Vorteil.

Aus hygienischen Gründen hat man die Friedhöfe vielfach von den Kirchen wegverlegt; in manchen Fällen und bei bestimmten Bodenverhältnissen mögen diese Maßnahmen begründet gewesen sein, im allgemeinen aber wo keine Hindernisse obwalten und es sich um kleinere Ausmaße handelt, gehört der Friedhof zur Kirche. Alle alten Friedhöfe sind, wie erwähnt, von einfachen Mauern umfassen, das gibt dem Kirchhof Ruhe und Abgeschlossenheit, Frieden! Wo der Boden nicht eben ist, haben die Mauern dem Terrain in gleicher Höhe zu folgen. Die in neuerer Zeit oft angewendeten spielerischen

Gestaltungen der Mauer mit Thürmchen, Fenstern usw. sind überflüssig, kostspielig und sehen meist unruhig aus, ebenso kann das Tor ganz einfach sein. Namentlich ist es verfehlt, in eine niedrige Mauer, die man leicht übersteigen könnte, ein monumentales Tor einzufügen, dessen Zwecklosigkeit in die Augen springt. Aber was fragt man heute beim Bauen nach Sinn und Zweck?

Das Grundstück selbst muß nicht unbedingt ein Rechteck sein, manchmal gibt man sich die größte Mühe, irgend einen Zwickel Grund noch zu erhandeln, um ja ein regelmäßiges Viereck herauszubringen; statt Verbesserung der Wirkung erreicht man Langweiligkeit. Es macht gar nichts, wenn eine Seite etwas gebogen verläuft, wie Abb. 78 beweist, sondern gibt im Gegenteil ein ansprechendes Bild.

Die Anordnung der Gräber war und ist noch vielfach in den kleinen Landfriedhöfen gut und natürlich. Die einfache ländliche Blumenzier, die treue Hände gepflegt, die eingelegten Kreuze und Herzen aus Vogelbeeren und Hagebutten, dieser ganze Schmuck hat etwas Rührendes, man sieht daraus vielmehr die Pietät für den Verstorbenen als aus dem prunkvollen, bequem beim Gärtner bestellten Grabeschmuck in der Stadt.

In größeren Friedhöfen sollte auf eine gewisse Ordnung gesehen werden, damit nicht ein großes Denkmal das kleine daneben in seiner Wirkung erschlägt. Die Einfriedung der einzelnen Gräber mit förmlichen Staketenzäunen ist geschmacklos. Auch die Inschriften werden heute meist in schablonenhafter Weise abgefaßt, wem schon gar nichts einfällt, der fasse sich wenigstens kurz.

Wo Arkaden gemacht werden sollen, lasse man den Bau von einem tüchtigen Architekten entwerfen und die Ausführung überwachen, die dafür aufgewendeten Kosten lohnen sich reichlich. Man kann hiedurch für die gleiche oder oft geringere Summe etwas Schönes und Geschmackvolles erhalten.

Für die Gestaltung der Arkaden würde es nicht an guten Vorbildern fehlen. Wir erinnern an die Kreuzgänge unserer alten Klöster, von denen ja die Arkadenidee hergenommen ist. Auch den Friedhofskapellen soll man den tirolischen Charakter geben. Für die Denkmäler in den Arkaden sollte man in erster Linie heimische

Steine verwenden, wir brauchen wahrhaftig nicht ausländisches Material anzuwenden. Für das viele Geld, das man auf Marmorverkleidungen und riesige Klöße verwendet, könnte man einfachere, dafür künstlerisch gestaltete Denkmäler schaffen.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß nur der Künstler ein Kunstwerk schaffen kann, alles andere ist und bleibt „Ersatz“, den wir im Kriege zur Genüge auf allen Gebieten kennen gelernt haben. Nur das Kunstwerk hat wirklichen inneren, kulturellen Wert und vermag dauernd zu erfreuen. An guten Bildhauern fehlt es uns in Tirol nicht, ebensowenig an Architekten.

Vergleichen wir einen alten Friedhof mit einem „modernen“. Auf dem ersten (Abb. 80) sehen wir noch ein schönes, altes geschmiedetes Kreuz, im Hintergrund die einfache tirolische Totenkapelle; welches schönes Gesamtbild! Und nun ein Blick auf einen neuen Friedhof. (Abb. 81). Ein Marmorkreuz und Obelisk neben dem anderen, alle nach der gleichen Schablone, wie ein Steinmehllager, auch nicht der leiseste Strahl von einer künstlerischen Idee zu entdecken; das kostbare Material ist in der geschmacklosesten Weise verschwendet. Im Hintergrund steht eine Kapelle, nüchtern und öde. Wie leicht ließe sich hier durch Einfachheit besseres erzielen. An diesen zwei Beispielen muß doch jeder sehen, wie unendlich tief unsere Friedhofkunst steht. Muß das so sein? Bei einiger Fürsorge könnte man sich die Mühe nehmen, sich von einem Künstler wenigstens einen guten Entwurf machen zu lassen. Nebenher müßte dann in Städten und größeren Orten durch eine Friedhofkommission eine strenge Überwachung ausgeübt und die Steinmeße gezwungen werden, von dieser Schablonenarbeit abzulassen und, wenn sie es schon nicht selbst imstande sind, sich geschmackvollere Entwürfe zu zeichnen, sich solche zu verschaffen.

Die Leute sind aber auch selbst schuld, wenn sie solche Duzendware bekommen; man ist zu bequem, sich etwas Mühe zu geben, es ist am einfachsten zum Steinmeß zu gehen, irgend einen Stein zu kaufen und aufstellen zu lassen; in einer Viertelstunde ist der Handel abgemacht. Wenn die Leute etwas Geschmackvolles verlangen, werden die Steinmeße bald gezwungen sein, von der Duzendware abzulassen.

Leider ist uns aber der Sinn für das Gediegene und Echte, der Blick für das künstlerisch Wertvolle abhanden gekommen.

Die schönen alten schmiedeisernen Kreuze wurden herausgeworfen. Sehen wir uns einmal solche geschmiedete Grabkreuze näher an! Kaum eines ist ganz gleich gemacht wie das andere, immer wieder sind die zierlichen Spiralen und Blumen verändert. Welcher Reichtum an Erfindung und persönlicher Geschmack liegt in diesen Arbeiten. Die verschiedensten Stilarten sind vertreten, alle Kunstgriffe der Schmiedekunst verwertet.

Die ältesten geschmiedeten Kreuze sind noch ganz einfach gestaltet, nur der Träger für das Weihbrunnenbehältnis und die Blumen oben an der Spitze sind reicher gebildet; allmählich wachsen die naturalistischen Geschlinge mächtiger empor. Später sind die Spiralen an den Enden abgeplattet und mit getriebenen Blättern verziert, die Stäbe werden gespalten und durchgezogen, wodurch sich die reizvollsten Verschlingungen ergeben. Die Bekrönungsblume wird immer reicher, manchmal neigt sie sich nach vorne, um ihre Schönheit besser zu zeigen. Ein besonders edles Beispiel zeigt Abbildung 82.

In der Zeit des Barock und Rokoko treten an die Stelle der runden Stäbchen Flacheisen und Eisenblech, die Spiralen werden nicht mehr durchgesteckt, sondern laufen aneinander vorbei, durch vergoldete Bändchen zusammengehalten. Zwischen den charakteristischen Schnörkeln finden wir Gitterwerk aus Eisenbändchen mit Rosetten an den Kreuzungspunkten. Die Formen werden immer bewegter; zierliche Schnörkel, Blumen, Rokailles in getriebener Arbeit, lassen die Kreuzform oft fast entschwinden, namentlich die Umrahmungen der Inschriftkästchen sind mit Blumen und Ranken umspinnen, manchmal auch von einem zierlichen Baldachin mit Lambréquins überdeckt (Abb. 84).

Am häufigsten erhalten sind die Kreuze im Zopfstiel, die meist größere Einfachheit zeigen. Der Kreuzesstamm tritt markant hervor und wird von geradlinigen Stäben aus Flacheisen begleitet, die Spiralen haben eckigen, meanderartigen Gebilden Platz gemacht, oben und am Quereisen des Kreuzes hängen getriebene Trauerflöre oder schematische Blattfestons, die auch etwas steif abstehend, das ovale Medaillon umkränzen (Abb. 84).

Diese Form hielt sich bis in die Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts und noch länger, bis die gußeisernen Fabrikkreuze einsetzten, die aber noch lange nicht so schlimm sind, wie unsere Marmorblöcke.

Natürlich finden sich, namentlich bei den einfacheren Kreuzen, oft in späterer Zeit noch Formen einer früheren Stilepoche. Das Handwerk hielt eben oft lange zähe an den überkommenen Formen fest, bis man ihm durch das Stildurcheinander jede Grundlage unter den Füßen wegzog. Erhalten wir also diese alten Zeugen der Kunstfertigkeit unserer Vorfahren! Die Kreuze sollten von Rost befreit, neu gefaßt und aufgestellt werden, wenn sich die einstigen Besitzer nicht mehr darum kümmern. Vielleicht ist da und dort auch ein Schmied, der so etwas machen kann. Auch Holzkreuze (Abb. 83) können eigenartig gestaltet werden, ebenso die sogenannten Totenbretter.

In unseren alten Friedhöfen errichtete man, auch wenn sie noch um die Kirche gelegen sind, fast immer Friedhofs- oder Totenkapellen, die häufig in zwei Stockwerken angeordnet und dem hl. Michael, dem Seelenwäger, geweiht sind. Oft finden wir auch kleinere Kapellen in die Friedhofsmauer eingefügt (Friedhof in Schenna, Ungarn), was ein reizvolles architektonisches Gesamtbild gibt, welches natürlich durch die Verteilung der Bäume, durch hochragende Pappeln, hängende Trauerweiden sowie Buchshecken und Efeu noch sehr gehoben werden kann.

Der Krieg hat unzählige Opfer gefordert und den begreiflichen Wunsch hervorgerufen, den in der Ferne ruhenden Helden in der Heimat ein Gedenkzeichen zu setzen. Da wollen wir unseren Helden doch nur würdige Erinnerungszeichen setzen; mögen sie auch schlicht sein, etwas Eigenart und Kunst soll doch dabei sein.

Natürlich gibt es die verschiedensten Arten, solche Erinnerungszeichen anzubringen. Sollen sie für alle gefallenen Krieger einer Gemeinde dienen, so ist um so mehr Sorgfalt darauf zu verwenden.

Soll es ein plastisches Werk sein, so ist die Platzfrage zu untersuchen. Die Stadt Schwaz hat ein prächtiges Werk vom leider zu früh

verstorbenen Meister Penz, das den Grundsberger darstellt, muster- gültig am Fuggerhaus angebracht (Abb. 90); es scheint immer schon an seinem Platze gestanden zu haben, so gut ist es aufgestellt. Und doch ist es einfach und hat sicherlich nicht viel gekostet. Für freistehende Denkmäler ist es besonders wichtig und oft nicht leicht, den richtigen Platz zu finden. Solche kleine Denkmäler brauchen einen Hinter- grund, sollen also nicht in die Mitte der Plätze gestellt werden. Man wähle nicht den langweiligen, abgedroschenen Obelisken! Wo es für keine Plastik langt, greife man zu einer einfachen Gedenktafel, die sich an der Kirchenmauer oder am Gemeindehaus anbringen läßt. Natürlich ist es aber nicht gleichgültig, wie eine solche Tafel gemacht ist, auch hier braucht es Geschmaç, so einfach die Sache scheint.

Ein schönes Wegkreuz, eine bemalte Tafel aus Holz an einem mächtigen alten Baume, ein Gemälde in der Kirche, ein gemaltes Kirchenfenster können als Denkzeichen dienen. Manchmal gibt es auch alte Kapellen, die bei dieser Gelegenheit wieder hergerichtet und künstlerisch ausgestattet werden können, was jedenfalls eher zu empfehlen ist, als wenn man einen unglücklichen Neubau schafft.

Abbildung 87 zeigt uns eine Kapelle, welche in einer Gemeinde als Kriegerdenkmal errichtet wurde. Zunächst steht die Kapelle um- gekehrt gegen die Weggabelung da. Das Kupferdach ist an den Blech- säumen mit glasierten Ziegeln bedeckt; ist so etwas nicht haar- sträubend?

Sehen wir uns dagegen die Lösung einer ähnlichen Aufgabe an einem alten Beispiele an. Die Kapelle steht an dem Kreuzungspunkt von drei Wegen bei Kramlach (Abb. 88). Man gab ihr ein Dreieck mit abgeschrägten Ecken als Grundriß, der sich dem Standplatze an- paßt, jedem Wege ist eine Kapellenöffnung zugewendet, die einst wohl mit Fresken oder Holzreliefs geschmückt waren, heute aber leer sind. Wie fein paßt sich das geschweifte Dach dem Ganzen an. Wäre es nicht besser, sich so etwas zum Vorbild zu nehmen, es braucht ja nicht kopiert zu werden.

Freilich haben diese kleine Denkmäler früher unsere heimischen Handwerker geschaffen, man brauchte nicht zum Architekten zu gehen,

um sich eine Plan machen zu lassen. Heute ist es aber eben anders. Da bleibt nichts übrig, als sich bei einem Fachmann Rat zu holen und sich einen Entwurf machen zu lassen.

Schließlich seien noch die Richtpunkte, welche Baurat Gräßel in München für den dortigen Waldfriedhof zur Erzielung entsprechenden Grab Schmuckes aufgestellt hat, zur Beherzigung empfohlen; die meisten dieser Bestimmungen eignen sich auch für unsere ländlichen Friedhofanlagen:

Der Wert eines Denkmals liegt nicht in dessen hohen Kosten, sondern in harmonischer Zusammenwirkung mit der Umgebung.

Für den Waldfriedhof besonders geeignete Materialien zu Stein- denkmälern sind Luffstein, Muschellalk, Nagelstuh, Granit und körniger Kalkstein. Carrara-Marmorarten, polierte Steine und alle dunklen und schwarzen Steine können nur in Ausnahmefällen zugelassen werden.

Geeignete Materialien zu Grabdenkmälern sind ferner farbig gehaltenes Schmiedeeisen, bemaltes Eichen- und Lärchenholz und Bronze- guss in Verbindung mit Stein. Durch farbige Behandlung und Vergoldung lassen sich hohe, künstlerische Wirkungen erreichen.

Die Grabsteinschrift soll als dekorative Beigabe wirken, daher insbesondere gut verteilt und nicht in aufdringlichen Farben gefast sein. Druck- und Sandgebläseinschriften sind zu vermeiden.

Es ist darauf zu sehen, daß innerhalb der einzelnen Gräberfelder kein zu großer Wechsel der Grabmalformen stattfindet. Schon Ordnung ist Schönheit. Gruppenweise und je nach ihrer Lage sollen dieselben eine künstlerische Einheit bilden und gegenseitig aufeinander Rücksicht nehmen. Durch die Einzelformen kann der Individualität vollständig Rechnung getragen werden. Minderwertige schablonen- hafte Duzendware ist ausgeschlossen.

Für die Bepflanzung der Gräber empfehlen sich insbesondere die verschiedenen Moosarten, Farne, Efeu, Buchs, Wachholder, Ranken vom wilden Wein und Blumen. Zierformen von Pflanzen sind auszuschließen.

Die Landschaft.



Über die landschaftliche Schönheit Tirols haben Dichter und Schriftsteller schon so viel geschrieben, daß es ein müßiges Unterfangen wäre, hier auf einigen Seiten ihren Charakter schildern zu wollen.

Ein Hauptreiz der Tiroler Landschaft besteht in ihrer Mannigfaltigkeit. Da liegt der fruchtbare Talgrund des Unterinntales vor uns mit seinen grünen Wiesen, wogenden Kornfeldern und waldreichen Berghängen, ist es nicht eine Lust, sie zu schauen! Dem kargen Boden des Oberinntales und Binschgauens muß dagegen mit Mühe der Ertrag abgerungen werden. Hier sehen wir oft mit Bewunderung wie der Menschenfleiß jedes Fleckchen kultivierbaren Grundes ausnützt und mit rührender Mühe bearbeitet.

Ein Gletscherwall, der den Norden vom Süden trennt, birgt eine Welt von funkelnder Schönheit in sich. Kaum haben wir ihn überstiegen, erwarten uns in der Brigner Gegend ganz neue Eindrücke; der Süden mit seiner andersgearteten Bodenkultur empfängt uns. Die Rebe umkränzt die Hügel, Kastanienhaine nehmen uns auf. Wir nähern uns dem Bozner Kessel, die Dolomitenwelt blickt herein, erst nur da und dort vorlugend, bis wir entzückt vor dem erglühenden Rosengarten stehen. Blicken wir um uns! Ist das Land hier nicht ein einziger großer Garten, wohin das Auge blickt? Weinberge, Mandel- und Pfirsichbäume, eine üppig wuchernde Vegetation! Wandern wir weiter am Fuße der Mendel durch das herrliche Überetsch, am Kalterer See vorbei, da weitet sich das Etschtal, riesige Kulturflächen mit Maisfeldern liegen vor uns, an den Hängen wieder die herrlichsten Weingüter.

Rehren wir zurück und schreiten etschaufwärts vorbei an den Obstgärten Lanas, einem Meer von Blüten im Frühjahr, im Herbst die Bäume mit den kostbaren Früchten behangen, nach Meran. Welche Fülle von Schönheit erwartet uns auf diesem burgumkränzten Fleck Erde! Hier hat die Natur alles vereint, Nord und Süd: ein mildes und doch nicht zu heißes Klima läßt die Früchte des Südens reifen und hat den Wald nicht ganz verdrängt. Rechnen wir noch

dazu die prächtigen Wiesengründe des Bustertales mit seiner einzigartigen Dolomitenwelt, alle die bizarren Seitentäler mit ihren zu Tal stürzenden Bächen und Wasserfällen. Welche Fülle wechselvoller Schönheit birgt die Natur in unserem Lande in sich! Im Laufe der Jahrhunderte haben Menschenhände die Natur bezwungen, dienstbar gemacht. Freilich je mehr Menschen in einem Lande wohnen, je mehr es ausgenützt wird, desto mehr erleidet die Natur Veränderungen. Diese brauchen die Schönheit der Natur nicht zu beeinträchtigen, im Gegenteil, sie können sie sogar steigern. Das Anwachsen der technischen Hilfsmittel und der rücksichtslose Kampf und Erwerb führt jedoch nicht selten zu einer Gefährdung der Naturschönheit.

Ebenso wie es unter den Bauten Denkmäler gibt, die wegen ihres historischen Charakters und wegen ihrer Eigenart erhalten werden müssen, so gibt es auch Naturdenkmäler, die einer solchen Schonung bedürfen. Da ist es eine Baumgruppe, welche der Landschaft einen besonderen Reiz verleiht, dort ein einzelner Baum, welcher eine besondere Note gibt. Alte Dorflinden (Abb. 79) sind oft von ausschlaggebender Bedeutung für einen Kirchplatz. Trotzdem werden sie, die Jahrhunderte geruhsam an ihrem Platze gestanden und manchen Dorfrat mitangehört, in unserer gefühlsarmen Zeit rücksichtslos umgehauen. Oft konnten solche Bäume von unserem Vereine nur mit Mühe vor der Vernichtung geschützt werden, oft fielen sie derselben wirklich zum Opfer. Ein ehrwürdiger Baum, der vielleicht ein Jahrtausend an seinem Platze ist, steht vor der Kirche in Micha. Die Pappel, die Zypresse des Nordens, ist besonders als Begleiterin der Architektur von größter Bedeutung. Man denke sich die Pappeln am Münzerturm in Hall weg und das einzig schöne Bild wäre stark beeinträchtigt. Leider hatten früher die Straßenbauingenieure nicht viel Verständnis für die landschaftliche Bedeutung der Pappeln und so mußte auch die Pappelreihe an der Ostseite von Hall trotz ihrer Schönheit fallen. Bei Stams sind es wieder die Eichen, die der Gegend ein charakteristisches Aussehen geben. Man sollte solche Eigentümlichkeiten nicht nur schonen, sondern auch für den Nachwuchs Sorge tragen.

Im Süden bestimmen zum guten Teil die Edelkastanien den

Charakter der Landschaft. Dieser herrliche Baum war in letzter Zeit wegen der Eignung des Holzes für Gerbzwecke stark gefährdet. Der Heimatschutzverein kämpfte mit allen Mitteln gegen die Ausrottung dieser Bäume.

Außer den Bäumen gibt es natürlich auch andere Naturdenkmäler, die wegen ihrer Schönheit oder Seltenheit erhalten werden müssen, wie beispielsweise die Erdbpyramiden am Ritten und ähnliche Naturmerkwürdigkeiten.

Eine große Gefahr droht namentlich auch unseren Alpenpflanzen, von denen manche Gattungen infolge rücksichtsloser Ausbeutung auszusterben drohen. Vielen Leuten genügt nicht ein Strauß dieser herrlichen Kinder der Bergwelt, es muß gleich ein Rucksack voll sein. Die Behörden haben Verordnungen zum Schutze der Alpenblumen erlassen, leider wurde aber die Durchführung zu wenig überwacht, so daß die Gefahr noch fortbesteht.

Der Schutz seltener Tiere, namentlich aber auch unserer Singvögel, ist bei den Jagd- und Vogelschutzvereinen in guten Händen.

Wichtig für das Landschaftsbild sind natürlich die Flußläufe, Bäche, Wasserfälle und Seen. Manches Tal hat schon durch die sogenannte Regulierung des Flußlaufes an Schönheit eingebüßt. Da hier aber wichtige Interessen wirtschaftlicher Natur in Frage kommen, können ästhetische Bedenken manchmal erst in zweiter Linie berücksichtigt werden. Bäche, die in ungebundener Freiheit durch die Täler stürmen, haben wir noch. Mehr gefährdet sind die Wasserfälle, ja die Zeit ist schon nicht mehr ferne, da jeder Wasserfall gefaßt und durch eine Turbine geleitet sein wird. Hier ist es notwendig, auch der Naturschönheit zu gedenken und dieselbe möglichst zu schonen. Ebenso muß nicht an jedem Bergsee ein Hotel stehen, das den Stimmungsreiz, die Bergeinsamkeit vernichtet. Was würde aus der Poesie des Obernberger Sees, wenn dort solch ein Kasten stünde! Wie schön muß der Achensee noch zur Zeit Pichlers gewesen sein! Wie sehr wird das Landschaftsbild am herrlichen Misurinasee durch das schreckliche Hotel gestört!

Eine Störung der Naturschönheit bringt auch die unselige Reklamewut mit sich. So arg wie in der Schweiz und anderwärts in be-

suchten Gegenden ist die Reklameunsitte bei uns in Tirol zwar noch nicht, aber auch bei uns greift diese Reklameepidemie schon um sich und wird immer ärger werden, wenn wir sie nicht eindämmen. Beim Austritt aus den Eisenbahnstationen steht man ganzen Gruppen solcher häßlicher Tafeln gegenüber, eine geschmackvoll gestaltete Ankündigungstafel könnte meist alles aufnehmen, was zu wissen nötig ist. Noch schlimmer ist die sogenannte Streckenreklame, welche es einem mit der Zeit verleidet, bei Reisen aus dem Fenster zu sehen. Man reist doch nicht, um Reklameschilder von Seife und Stiefelschmiere zu sehen. Schon vor dem Kriege begann man an der Brennerlinie ähnliche Reklame anzubringen; dagegen muß man sich unbedingt wehren.

Die hehre Größe des Hochgebirges verlangt Vorsicht bei Anlage menschlicher Siedlungen, wie z. B. Unterkunftshäuser. Es wird hier ein Unterschied zu machen sein, ob das Schuhhaus noch den menschlichen Siedlungen näher gerückt ist, in welchem Falle es dem ländlichen Baustil der betreffenden Gegend anzupassen wäre, oder ob es schon im eigentlichen Hochgebirge, gewissermaßen losgelöst von der Umgebung im Tale steht. Im ersteren Falle empfiehlt sich die bodenständige Bauweise nicht bloß aus Schönheitsgründen, sondern weil in dem bodenständigen Typ die erprobte Lösung der verwandten baulichen Zweckaufgabe liegt. Im zweiten Falle wird eine derbere Behandlung, welche den besonderen Zweck des Schuhhausbaues sinnfällig zum Ausdruck bringt, nicht schaden.

Wenn wir unsere Blicke über eine Landschaft gleiten lassen, so fallen uns unter den Werken von Menschenhand besonders die Wege und Straßen auf. Die Wege verlaufen fast nie geradlinig, sondern in mannigfaltig geschweiften Kurven, die sich dem Gelände meist trefflich anpassen; deshalb sehen sie so natürlich aus, als seien sie immer da gewesen. Sie sind eben in der Natur entstanden. Ist ähnliches bei unseren Straßen nicht immer der Fall, so muß man doch zugestehen, daß sie selten das Landschaftsbild stören.

Die Landstraße gehört zum Landschaftsbilde wie der Flußlauf. Mit ihren verschiedenen technischen Bauten, Brücken, Viadukten, Stützmauern bildet sie schon an und für sich einen wichtigen Teil

unseres Landschaftsbildes, bei dessen Anlage also das Schönheitsmoment keineswegs außer acht zu lassen ist. Die Straße soll nicht um einer kleinen Verkürzung willen jede Naturschönheit rücksichtslos zerstören. Heute liegt der Wert einer Straße bei uns ja vielfach in den Schönheiten, die sie uns erschließt, rücksichtsvolle Behandlung der Natur und baulichen Anlagen ergibt sich daher von selbst. Die Zeiten sind hoffentlich vorüber, wo der Straßenbauingenieur alles niederlegen durfte, was in seine schnurgerade Bahn kam. Wie manches alte schöne Haus und anderes fiel solchen Gelegenheiten zum Opfer.

Die Brücken haben im Verlauf der Jahrhunderte in den einzelnen Gegenden, namentlich insoferne sie Werke der Zimmerleute sind, typische Gestalt angenommen. Wir finden unter diesen Häng- und Sprengwerkkonstruktionen mitunter Meisterwerke der Holztechnik, besonders die gedeckten Brücken (Urgenbrücke zwischen Landed und Pfunds u. a.) haben einen anheimelnden Charakter, ja Werke wie die Finsterminzbrücke sind geradezu Glanzstücke unserer Landschaft geworden. Die großzügige Einfachheit, welche diese Brückenkonstruktion kennzeichnet, indem der im Flußbett stehende massige Turm zugleich als Pfeiler dient, macht das Bild ungemein anziehend; der Turm ist vermutlich nur der aus fortifikatorischer Rücksicht ausgebaute Brückenpfeiler.

Die gotische Brücke in Grins (Abb. 86), die Brücke bei Pians, die Stephansbrücke über die Ruez u. a. sind prächtige Steinbauten malerischen Charakters, die gleich anderen historischen Bauwerken erhalten werden müssen und einen wichtigen Schmuck der Landschaft bilden.

Die modernen Eisenbrücken aus dem Ende des 19. Jahrhunderts dagegen wirken meist unschön, mögen sie auch technische Glanzleistungen sein. Der erstaunlich rasche Fortschritt der Ingenieurwissenschaften und der Technik im verflossenen Jahrhundert gestattete nicht, daß das künstlerische Gestaltungsvermögen damit Schritt hielt. Die Schönheit alter Steinbrücken liegt in ihrer leicht erklärlichen übersichtlichen Kräftewirkung, in ihrem Überschuß an Kraft, dagegen gehen solche eiserne Brücken bis an die äußerste Grenze der Beanspruchungsmöglichkeit des Materials. Die Grenze des Schönen im Ausdruck der Konstruktion liegt also wohl dort, wo diese nicht mehr

leicht verständlich ist, wo es sich nicht mehr um das anschauliche Stützen und Tragen der Lasten handelt, sondern wo komplizierte Kräftekombinationen auftreten. Tatsächlich scheint man wegen der mangelnden Dauerhaftigkeit von diesem System des Brückenbaues abzukommen, was aus Schönheitsgründen zu begrüßen ist.

Dafür werden nun aus Beton Brücken geschaffen, die auch in der Ferne oft sehr befriedigend, manchmal sogar außerordentlich leicht und fein wirken. Weil wir gerade von den Straßen sprechen, sei die Frage erlaubt, müssen denn die Straßenmeisterhäuschen von so ausgefuchter Häßlichkeit sein, wie sie es tatsächlich fast durchwegs sind?

Zu den ständigen Begleitern unserer Straßen und Wege gehören die kleinen Denkmäler religiösen Sinnes, die Wegsäulen, Kapellen, Wegkreuze und Marterln. Viele davon sind geradezu kunsthistorische Dokumente, andere wieder durch ihre Eigenart interessant. Erste Künstler haben solche Bildstöckeln mit Gemälden geschmückt, wir erinnern an das Welsberger mit Gemälden von M. Pacher, an jenes von Taisten und Brunck (Abb. 89) mit Bildern aus der Pacherschule.

Wir finden darunter auch reizvolle Werke der Plastik, wie die spätgotische Wegsäule an der alten Salzstraße bei Ampaß, die schlanke Säule am Wege nach Amras und die gotische Wegsäule bei Sterzing. Zahllos sind die Wegkapellen, unter denen sich kleine Meisterwerke der Architektur finden. Namentlich die Barockzeit hat in dieser Beziehung reizvolle kleine Denkmäler geschaffen, die oft mit flott gemalten Fresken geziert, manchmal mit guten Elbildern geschmückt sind oder wenigstens waren (Abb. 91). Wegkreuze und Marterln, oft mit originellen Sprüchen versehen, stehen zu Hunderten an allen Wegen.

Wie sehen aber diese kleinen Denkmäler meist heute aus? Sie sind häufig verwahrlost, niemand kümmert sich um sie. Ja wo eine gotische Figur vorhanden war, wurde sie gewiß gestohlen, weil man die Gitter vernachlässigte oder verschacherte. An die Stelle besserer Gemälde setzte man elende Farbendrucke! Die Pietät unserer Vorfahren hat diese kleinen Kunstwerke geschaffen, durch Jahrhunderte dienten sie der Erbauung, heute läßt man sie verfallen und berauben. Wo bleibt da der berühmte religiöse Sinn der Tiroler?

Ab und zu entsteht allerdings noch eine neue Kapelle, die man den ersten besten Maurermeister machen läßt, den man gerade antrifft, so daß dann Werke zum Vorschein kommen, daß einem das Grausen packt (Abb. 87).

Außer den Straßen vermitteln die Eisenbahnen den Verkehr. Die Trassenführung ist in den meisten Fällen durch das Terrain gegeben. Da die Bahnlinien nicht wie die Straßenzüge durch, sondern an den Ortschaften vorbei führen, ist meist weniger Gefahr für das Ortsbild vorhanden.

Die Stationsgebäude brauchen, besonders in größeren Orten, durchaus keine Bauernhäuser zu sein. Die massiven Steinbauten der Südbahn passen sich der Gegend jedenfalls viel besser an, als die meisten herzlich geschmacklosen Stationsgebäude der Staatsbahnen. In den Südbahnbauten liegt eine gewisse wohlthuende Solidität, deren Eindruck auch nach Jahrzehnten noch erhalten bleibt. Bei neueren Bahnbauten (Mittenwaldbahn), hat man sich bemüht, namentlich die kleinen Stationsgebäude der heimischen Bauweise anzupassen. Mustergültig gelöst finden wir diese Aufgabe auf der bayrischen Strecke der genannten Bahn.

Die elektrischen Leitungen und die dazu gehörigen Umschalt-häuschen glaubte man früher in rücksichtsloser Häßlichkeit gestalten zu müssen. Auch hierin ist bereits eine Besserung zu verzeichnen; wir verweisen zum Vergleiche auf das Umschalt-häuschen in Hall, das nach dem Entwurf des verdienten Stadtbaumeisters Illmer in Hall ausgeführt wurde.

Wir kommen nun noch zu den Gartenanlagen. Unter den gärtnerischen Anlagen können wir zunächst öffentliche und private unterscheiden. Die einfachste Form öffentlicher Anlagen ist die Allee; wir haben derselben schon bei den Straßen Erwähnung getan. Bedeutendere Parkanlagen sind bei uns wohl nur in den größeren Städten, namentlich solchen mit Kurleben, vorhanden, wo sie von kundigen Gärtnern gepflegt werden.

Es werden aber auch in kleineren Orten Anlagen geschaffen, die dann oft unter dem Fehler leiden, daß man auf einem kleinen Fleck Grund zu viel anpflanzt und dadurch ein Dickicht schafft. Wo wenig

Platz vorhanden ist, genügen einige Bäume, die man in gehöriger Entfernung voneinander pflanzen soll. Besonders manche sogenannte Jubiläumsanlage in unseren Dörfern weist oft eine rührende Unbeholfenheit auf: da stehen zwei, drei Bäumchen eng nebeneinander an einer Wegkreuzung oder sonst einem ungeeigneten Platz und wirken in ihrer kümmerlichkeit oft geradezu lächerlich. Kein Park ist so klein, daß man nicht wenigstens den Versuch macht, die beliebten, aus China importierten Bregelwege anzuwenden, ohne zu bedenken, daß es niemand Freude macht, auf kleinem Raum wie ein Schlittschuhläufer auf einem Achter herumzulaufen.

Eigentliche geschlossene Stadtplätze mit rein architektonischer Wirkung sollen in der Regel nicht mit Baumgruppen bepflanzt werden. Es wird niemand einfallen, am oberen Stadtplatz in Hall Bäume zu pflanzen. Dagegen können einzelne Bäume zur Hebung eines Architekturbildes sehr beitragen. Allgemeine Regeln lassen sich nicht aufstellen, der persönliche Geschmack muß hier leiten. Vor dem Stadtfaalgebäude in Innsbruck schaden die Bäume nichts, weil vor der Hofburg genügend Raum ist, um die Platzwirkung zu sichern, auch wird die Unruhe des Stadtfaalgebäudes gemildert. Auch die Allee am Innrain ist ohne Zweifel zu erhalten. Ebenso wirken die Bäume am Domplatz in Brigen günstig. „Sobald man aber anfängt, das Charakteristische des Stadtplatzes, das Pflaster, zu entfernen und Rasen und Gebüschgruppen usw. zu pflanzen, fängt der Widerspruch an. Ein Platz, dessen Charakteristikum aus seinen vier Wänden besteht, verschwindet, wenn man ihn durch Anlagen und Bäume unsichtbar macht.“ (Schulze-Naumburg.) Wie aus obigen Beispielen hervorgeht, ist wohl auch entscheidend, ob der Platz in den öffentlichen Verkehr eingeschaltet ist oder abseits von diesem mehr als Ruheplatz gedacht ist.

Bei Stadtgärten ist zu überlegen, ob es sich um eine reine Erholungsstätte zum Lustwandeln handelt, wie es beispielsweise der Hofgarten in Innsbruck ist, oder um einen Festplatz wie der Ausstellungsplatz in Innsbruck. In letzterem Falle sollte vor dem Versammlungsbau ein freier ebener Platz sein, nicht Wege mit Draht zäunen, die bei Festlichkeiten den Raum einengen und über die man in der Dunkelheit stolpert.

Wir kommen nun zu den Privatgärten. Natürlich ist auch hier ein Unterschied zu machen zwischen dem Herrschaftsgarten und dem bescheidenen Hausgärtchen. Wir wollen uns nur mit dem letzteren befassen.

Da sind zunächst die sogenannten Vorgärten zu erwähnen. Sie sind in eigentlichen Stadtstraßen lediglich Raumverschwendung, für den Eigentümer eine Last statt eine Freude. Nur mit Mühe kann im ewigen Straßenstaub etwas kümmerliche Vegetation emporgebracht werden, die deshalb für die Öffentlichkeit keinen Gewinn bringt, den ohnedies kargen Raum für den eigentlichen Garten aber unnütz schmälert. Bei der heutigen Straßenbreite, die meist ohnedies die Bepflanzung mit Bäumen zulassen, sind die kostspieligen Vorgärten um so überflüssiger. Das Haus soll je nach der Besonnung entweder an die Straße, zur Seite oder so weit zurückgerückt sein, daß der Garten an der Straße liegt. Besonders im letzteren Falle muß man aber dann dem Eigentümer zubilligen, den Garten durch eine Mauer abzuschließen. „Ein jeder Mensch, der auch nur etwas Gefühl für Gartenleben hat, weiß, daß hier Stille und Abgeschlossenheit unerläßliche Bedingungen sind.“ (Schulze-Naumburg.) Nun erzwingen unsere Bauordnungen meist den Eisenzaun, also gerade die ödeste Umfriedungsart, die man sich denken kann. „Der Garten ist die erweiterte Wohnung und in seiner Wohnung will man sich geschützt vor fremde Blicke wissen und nicht auf dem Präsentierteller sitzen.“ (Schulze-Naumburg.) Die Gartenbesitzer machen in dieser Erkenntnis verzweifelte Versuche, den Garten durch allerlei Gebüsch abzuschließen und vor fremden Blicken zu sichern. Umsonst. Man sollte die Art der Umfriedung einfach frei geben, dadurch würde Abwechslung entstehen; „das Zusammenwirken der verschiedenen Art der Umzäunung, der darüber ragenden Bäume und Gebäude, die von der traulichen Abgeschlossenheit so deutlich erzählt, muß auch dem Vorübergehenden mehr geben, als die Genugtuung, in öde, offene Langweile des Nachbarn blicken zu können.“

Der Kampf gegen den elenden Staketenzaun ist um so wichtiger, als er sich in Nachahmung der Städte auch auf dem Lande bereits bei jeder sogenannten Villa eingebürgert hat. Dafür hat man die

Mauern besonders in Nordtirol fast ganz verbannt, obwohl die stille Abgeschlossenheit des Gartens in den meisten Fällen von ihr abhängt. Sie ist nicht nur die „einzige, ganz feste Form der Umweh- rung, sondern die edelste und schönste Art der Umrahmung über- haupt.“ „Auch rein formal ist das lange horizontale Flächenband der Mauer vielfach ein so außerordentlich wichtiges Bauglied im Gesamtbild, daß es geradezu einzig in seiner Art ist, Teile einer Gruppe straff zu vereinigen.“ Wer sich über ihre Wirkungsfähigkeit überzeugen will, sehe sich einmal in Ruhe die zahlreichen Abbildungen in „Schulze-Naumburgs Städtelieben“ an. An eine Mauer kann sich auch das Gartentor am besten anschließen; wo findet man bei uns in dieser Beziehung befriedigende neue Beispiele? Es ist ja klar, an einem niedrigen Staketenzaun nimmt sich ein einigermaßen monu- mentaleres Tor lächerlich aus, weil ja der Zaun keinen Abschluß bildet.

Diesen modernen Gartentoren könnte man ein besonderes Kapitel widmen; man sehe sich das Tor eines Wirtschaftsgartens auf Ab- bildung 21 an: dieser plumpe Holzarchitrav auf den dünnen Säulen bedarf wohl keiner weiteren Worte. Vergleichen wir damit das Hof- gartentor in Innsbruck, wie dasselbe trotz aller Einfachheit monu- mental wirkt, oder unsere Abbildung 92.

Die Gartenhäuschen schließen sich mit Vorteil an die Mauer an. Auch auf diesem Gebiete ist es schwer, gute neue Beispiele zu finden, unsere Bauordnungen lassen ja keine Freiheit mehr. Der Staketen- zaun hat es verursacht, daß das gemauerte gemütliche Gartenhaus verschwand und durch die zwecklosen Vogelbauer aus Eisengerüsten verdrängt wurde, die in unser Klima nicht passen.

Um aber diesen Absatz mit Erfreulichem zu schließen, sei noch auf die lieben, netten Bauerngärtchen hingewiesen, die mit einigen neueren Blumenarten bereichert, sonst aber noch in ihrem alten, an- heimelnden Charakter fortbestehen. Da blühen Flox, Asters, bren- nende Lieb, Nelken und Rosen wie in einem lebenden Blumenstrauß. Es ist auch heute noch der Stolz der Bäuerin, ihre Blumen im Garten und am Fenster gut zu pflegen.

Volksleben, Trachten, Bräuche, Sagen und Lieder.

In der Einleitung zu der Besprechung der bodenständigen Bauart der Bauernhäuser wurde auf die Stammesverschiedenheit der Tiroler hingewiesen, es ist daher wohl selbstverständlich, daß sich dieselbe auch im Volkscharakter ausprägt. Man könnte vielleicht einige Haupttypen unterscheiden: den Unterinntaler und Zillertaler, lebenslustigen und beweglichen Sinnes, den ernstern, mehr wortfargen Oberinntaler, den geschäftsklugen Pustertaler, den auf seine Tradition nicht mit Unrecht stolzen Bozner, den unermüdllich fleißigen, zurückhaltenden Überetscher, den heiteren, biederen Burggräfler und den klugen Bintschger. Dazwischen das Industrievölkchen der Grödner und die verschiedenen Spielarten in den Seitentälern.

Der „Thölderer“ unterscheidet sich sowohl von den Bewohnern des Haupttales wie nicht minder von jenen seines Nachbartales oder von dem „Bergler“, der hoch oben am Hang wohnt. Natürlich unterscheiden sich dementsprechend auch die Volksfitten und Bräuche.

Es würde hier zu weit führen, auf das Leben unseres Volkes näher einzugehen, es sei nur einiges angeführt: Zu den Höhepunkten des Volkslebens gehören die Hochzeiten, bei denen es in den glücklichen Friedensjahren noch hoch herging; hundert und mehr Gäste waren keine Seltenheit, jedoch ist es vielfach üblich, daß der Geladene „weist“, d. h. sein Essen selbst bezahlt.

Das „Brautbegehren“ durch den Brautführer ist mit verschiedenen Bräuchen verbunden. Bei der Messe nach der Trauung wird in manchen Gegenden der sogenannte St. Johannes-Wein in einem Kelch geboten. Bei der Rückkehr ins Wirtshaus findet das „Braut-aufheben“ oder „Brautauffangen“ statt, indem der Weg durch eine Stange gesperrt und erst durch ein Lösegeld freigekauft wird. Was vom Mahle übrig bleibt, wird auf Teller verteilt, jeder bekommt dann seinen Anteil als „Vscheideffen“ mit. Endlich nimmt die Brautmutter der Braut das Kranzl ab und „gluft“ es dem Bräutigam auf den Hut. Dann folgt der Tanz: bei dieser Gelegenheit spielt sich das „Brautstehlen“ ab, die Braut wird in einem unbewachten Augen-

blid in ein anderes Wirtshaus geführt, die Zeche hat der Bräutigam zu bezahlen. Zum Schlusse spricht der Hochzeitlader den „Hochzeitdank“.

Auch für die Taufen und Todfälle gibt es natürlich verschiedenartige Bräuche, die noch ziemlich eingehalten werden. Weiters gibt es noch eine Menge Bräuche für die verschiedenen kirchlichen und weltlichen Feste. Am Palmsonntag werden von den Buben die „Palm“ in die Kirche getragen, mit Buchs, bunten Bändern und Brezeln verzierte hohe Stangen; wer die höchste hat, ist „Palmrobler“.

In Thaur wird noch heute, wie früher in vielen Orten, die Figur Christi auf einem geschnitzten Esel reitend, durch den Ort gezogen. Am Karfreitag wird in manchen Gegenden aus alten Grabkreuzen ein Scheiterhaufen errichtet, dessen Feuer der Priester segnet. Die halbverbrannten Scheiter werden herausgezogen und zu Hause das Herdfeuer entfacht („Holzrauben“). Am Christi Himmelfahrtstag wurde da und dort eine Christusfigur emporgezogen. Aus der Gegend, wohin die Figur vor dem Entschwinden hinsieht, kommen die Wetter. Die Fronleichnamsprozession wird allenthalben mit großem Gepränge abgehalten und bietet namentlich am Lande ein Bild echter Andacht und religiöser Poesie.

Auf die drei letzten Donnerstage vor Weihnachten fallen die „Klöpfelnächte“ (Unterinntal, Sarntal), in welchen der gabenheischende Anklopfsel herumzieht, der von einem Sackträger (Klöcklmannl), einem Hornbläser, einem sogenannten Abdancker und den in Stroh gehüllten „Zuselmannl“ und „Zuselweibl“ mit Schellen um den Hals begleitet ist. Vor den Häusern wird dann das Klöcklied angestimmt. Nach Empfang der Gaben folgen dann Reimfragen, die die Klöckler in Reimen beantworten müssen. Zum Schluß folgt ein Tanz und zum Abschied das „Danklied“.

Am hl. Abend wird das ganze Haus gescheuert, der Flachs muß abgesponnen sein, damit die „Berchtl nicht darin nistet“. Vor dem Essen wird vom Bauern mit der Glutpfanne „geräuchert“, worauf die während der hl. „Dreifzigzeit“ gesammelten Weihkräuter gelegt werden. Gegen Mitternacht geht man dann zur „Weihnachtsmette“.

Dank der lobenswerten Bemühungen des Krippenvereines kom-

men nun mehr und mehr wieder die schönen alten, manchmal kunstvoll gearbeiteten Krippen zu Ehren. Besonders schöne Krippen fertigte Mitte des 18. Jahrhunderts Franz Nißl. Auch die Ginnerkrippen sind geschätzt. Am Stephanstag findet die Wasser- und Salzweihe statt, auch das für den Verehrer eines Mädchens bedeutungsvolle „Weihnachtszelten-Anschneiden“ soll nicht unerwähnt bleiben. Am „Dreikönigen“ findet noch heutzutage das „Sternsingen“ statt, das Professor Gabl in einem schönen Bilde verewigt hat.

Das „Langeswecken“ und „Grasausläuten“ sind Frühlingsgebräuche, welche als uralte Lenzfeiern anzusehen sein dürften.

Von den Faschingsbräuchen ist die Vorführung des Egetmann (Egartmannhansel) im Etschtal, beispielsweise in Tramin, zu erwähnen. In Form eines Hochzeitszuges wurde eine ausgestopfte Figur im Wagen herumgeführt und zum Hauptbrunnen gebracht, wo allerhand witzige, auch auf Vorkommnisse im Orte bezügliche Verse verlesen wurden. Schließlich wurde die Stroh puppe unter dem allgemeinen Geschrei der Masken in den Brunnen geworfen.

Zu diesen Bräuchen gehören auch das Haarlangleiten im Sarnthal, der Haartanz im Wipptal.

Das „Blockziehen“ besteht im Herumziehen eines entästeten, mit Blumen und Bändern geschmückten Baumes, auf welchem ein Schalksnarr sitzt und Spottverse zum besten gibt, die sich auf die Verhältnisse im Dorfe beziehen. Ähnlich ist das „Grätzziehen“ im Buntschgau, wobei angeblich die alten Jungfrauen auf einem Graten (Karren) ins Sterzinger Moos geführt werden sollen. Im Zillertal war das „Faschingreiten“, im Oberinntal das „Schleicherlaufen“ üblich.

In Imst wird das Schemenlaufen aufgeführt, wobei die in schwarze Lederhosen, weiße Strümpfe und mit einem weißen Hemde und bunten Tüchern gekleideten Burschen um den Leib einen Gürtel mit einer rückwärts angebrachten Schelle tragen und in der Rechten grüne Fichtenzweige halten. Das Gehen besteht in einem Hopsen, damit die Schellen anschlagen. Masken mit riesigen Peitschen machen ein ohrenbetäubendes Gefnalle. Dazu gehören Stelzengerher in weißen Hosen und Strümpfen und das „Fasserröhl“, ein Mann, der ein hölzernes Kößlein herumtummelt.

Hier verdienen auch die Holzmasken, welche bei geistlichen und weltlichen Spielen wie auch zu den Fastnachts- und Perchtenumzügen verwendet wurden, Erwähnung. Diese Masken verraten besonders in den Teufelsmasken eine lebendige Phantasie.

Im Sommer wird der Sommwendstag durch Höhenfeuer gefeiert. Im Bintschgau war das „Sonnwendscheibenwerfen“ im Gebrauch; es sind dies aus Holz geschnittene brennende Scheiben, welche an einen Stock gesteckt von der Höhe in die Tiefe geschleudert werden. Dabei wird der Name des Mädchens genannt, dem sie gewidmet ist.

Das ist nur eine kleine Auswahl unserer Volksbräuche. Es wären noch der Altauftrieb und Abtrieb und vieles andere zu erwähnen, was nach festen Regeln durchgeführt wird. Fassen wir uns kurz: die Volksgebräuche müssen wieder aufleben, wenn einmal bessere Zeiten kommen, es wäre jammerschade, wenn all diese Eigenart verschwände.

Diese Feste verschönern das in vielen Gegenden harte Leben des Bauern, der wie jeder Mensch auch Teil an der Freude haben will. Sind solche uralte Volksbräuche aber nicht viel schöner, als das von der Stadt eingeführte öde Ballwesen und unsinnige Konfettiwesen? Wenn wir aber ökonomisch denken wollen, besteht nicht ein bedeutender Teil der Anziehungskraft unseres Landes für die Fremden in der Eigenart des Volkstums?

So widrig es ist, bei solchen Dingen, die doch für uns selbst, zu unserer Freude erhalten werden sollen, immer an den klingenden Lohn durch den Fremdenverkehr erinnern zu müssen, so bleibt doch nichts übrig als darauf hinzuweisen, weil dies für manchen leider das einzige Argument ist, das noch Zugkraft besitzt.

Beachtung verdienen auch die meist uralten Kinderspiele, die sich jahraus jahrein mit großer Pünktlichkeit zu den verschiedenen Jahreszeiten einstellen. Interessant sind auch die Kinderreime, die Gelegenheit genug zum Forschen und Sammeln bieten.

Zu den wichtigsten, in deutschen Landen beinahe einzigartigen Eigentümlichkeiten unseres Landes gehören die noch vielfach bestehenden Volkstrachten.

Leider ist es kaum zu verhindern, daß auch unsere Trachten mehr

und mehr verschwinden, man hat aber doch manches getan, um die Trachten nicht ganz eingehen zu lassen. Am meisten getragen wird die Tracht noch im Burggrafenamte; es ist eine Freude, diese prächtigen Gestalten von Schenna oder Algund in ihren dunklen Lodenjoppen mit roten Aufschlägen, grünen Hosenträgern über dem roten Leibchen, gestickten Gürtel, schwarzen Lederhosen und blühweißen Strümpfen Sonntags am Kirchplatz in Meran stehen zu sehen. Der schön geformte Hut ist bei den ledigen Männern mit roten, bei den verheirateten mit grünen Schnüren geziert.

Eine beinahe weltberühmte Spezialität war der Meraner Saltner. Seine rindslederne, ärmellose Joppe ist geradezu eine kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit, ebenso die Kopfbedeckung, mit Federn, Blumen und Fuchschwänzen, die schon für den Beginn des 17. Jahrhunderts nachzuweisen sind. Doch trug sie der Saltner damals am unteren Wamsende aufgereiht sowie an jedem Strumpfbande einen. Leider ist der Saltner kurz vor Kriegsausbruch mit einem Federstrich geopfert und durch Polizistentypen ersetzt worden.

Die Frauentracht der Burggräflerinnen besteht aus verschürtem Mieder, dunklem braunen Rock und roten Strümpfen; den Hals umschlingt ein buntes Seidentuch, die Haare werden glatt zurückgekämmt und von einer Nadel durchstoßen.

Der Burggräfler Tracht ähnlich ist jene der Pässeirer und Sarntaler. Letztere trugen an Sonntagen hochrote Röcke über rotem Hemd und schwarzlederne Hosenträger, dazu gehört ein großer grüner Schlapphut.

Die Öztaler Tracht besteht in braunen Lodenjoppen, die an beiden Brustseiten und den Ärmeln auf roten Tuchflecken weiß ausgenäht sind, die kurzen Lederhosen werden von breiten roten Bändern getragen, die auf dem weißen Hemd vorn durch eine Querbände zusammengehalten werden. Die Kopfbedeckung ist ein breitkrämpiger, gelber Filzhut mit grünen Seidenbändern. Selbstverständlich fehlt nicht der mit Zinnstiften zierlich beschlagene Bauchgurt, eine Öztaler Spezialität, während sonst in Tirol der Gürtel meist mit Federfellen bestickt ist. Diese Stickereien zeigen den Namenszug des Besitzers, einen Doppeladler, eine Gemse u. dgl. und sind fast durch-

wegs sehr geschmackvoll und in großer Abwechslung ausgeführt. Der Bauchgurt ist eine tirolische Eigentümlichkeit. Interessant ist, daß die stern- und ringförmigen Punzen dieser Bauchgurte in ganz gleicher Form schon auf germanischen Aschenurnen vorkommen.

Die Öhtaler Frauen tragen hohe steife Nieder.

Die Zillertaler tragen graue Lodenjoppen ohne Kragen, vorn an den Ärmeln mit schwarzem Samt besetzt, um den Hals ein dunkles Tuch und natürlich Gürtel und kurze Hosen. Während die Männertracht im Ziller- und Unterinntal fast nur mehr bei Festen auftaucht, ist der an der Unterseite der Krämpe goldgestickte flache, mit meterlangen schwarzen hinabhängenden Seidenbändern geschmückte Frauenhut noch ziemlich allgemein.

Im Iseltal trugen die Männer lange, bis an die Knie reichende braune, mit violetten Ärmelbesätzen versehene Lodenröcke, weißes Wams, schwarze Lederhose und weiße Strümpfe mit schönen Zwickeln und einen hohen Spizhut. Um den großen Hemdtragen ist ein buntes oder schwarzes Tuch gewunden. Bei den Frauen ist die ganze Gestalt ohne Taille in einen unter den Armen ansetzenden Rock aus schwerem weißen oder braunen Loden gehüllt. Über dem Lodenen mit roten Nesteln verschürzten Nieder wird eine offene kurze Jacke getragen. Unter dem ganz kleinen, fast krankenlosen Hütchen hängen die mit roten Bändern durchflochtenen Zöpfe heraus.

Bei den Alpacherinnen finden wir eine ähnliche Tracht, nur ist die Jacke lang und besteht aus weißem Loden. Die Schienbeine sind von zwei Meter langen zusammengefältelten Strümpfen bedeckt, welche nur vom Kniebug bis zu den Knöcheln reichen. Den Kopf bedeckt ein Spizhut mit schwarzroter Masche.

Interessant sind auch die schweren, spitzzulaufenden „Fogelhauben“, die im Eisack- und Wipptal zu Hause sind, während im Puster- und Sarntal die Frauen grüne Schlapphüte tragen.

Alle diese Trachten sind mit geringen Ausnahmen wohl nur noch bei besonderen Festlichkeiten zu sehen, es ist aber immerhin erfreulich, daß sie noch erhalten und aufbewahrt werden, geben sie doch, besonders wenn verschiedene zusammenkommen, ein prächtiges male-
risches Bild.

Das Bozner Museum bewahrt eine sehr schöne Sammlung der wichtigsten Tiroler Trachten, die Köpfe der lebensgroßen Puppen geben auch die Volkstypen gut wieder; eine kleinere Sammlung befindet sich auch im Volkskundlichen Museum in Innsbruck.

Es würde zu weit führen, wollte man sich hier auch mit dem reichen tirolischen Sagenschatz beschäftigen. Diese Sagen schließen teilweise an mythologische Gestalten an wie Wodan (Wilde Jagd, Wetterreiter am Fingert, Riesen, Wilde Männer), an Hulda und Nerthus (Salige Fräulein, Silberner Wagen im Ziereiner See); die Sagen von den Nörggelen und neckischen Püzen sollen auf die Urbewölkerung des Landes hindeuten. Hexen und Truden stehlen Milch, beschreien Kinder und Vieh, es gibt eine Unzahl Hexenplätze und -ringe in Tirol. Zu den örtlichen Sagen gehört beispielsweise die Frau-Hütt-Sage. Wer sich für die tirolischen Sagen interessiert, findet die Mehrzahl in dem Buche von Ignaz von Zingerle: Sagen aus Tirol (Innsbruck, Wagner 1891) gesammelt.

Das Volkslied findet noch lebendige Pflege, besonders im Unterinn-, Ziller- und Pustertal. Es gibt unzählige Almen-, Wildschützen- und Liebeslieder, letztere besonders in Gestalt des Schnaderhüpfels und Trugliedes, die aus dem Stegreif gesungen werden. Daneben gibt es auch geistliche Lieder: Krippen- und Dreikönigslieder usw.

Bis in die letzten Friedensjahre gab es auch verschiedene Volksbühnen in Tirol, von denen die größeren in Borderthiersee und Brizlegg standen. Großartig, wenn auch schon mehr künstlerisch arrangiert, waren die weit bekannten, von Karl Wolf ins Leben gerufenen Volksschauspiele in Meran. Das sogenannte „Bauerntheater“, die Bauernkomödie ist selten geworden; ein letztes Beispiel war das bekannte Pradler Bauerntheater in Innsbruck.

Das sind nur einige Beispiele aus dem reichen Volksleben unseres Landes. Vielleicht genügen sie, um zur liebevollen Beobachtung, zum Sammeln und Erhalten anzuregen. In dieser Hinsicht könnte besonders auch durch die Lehrkräfte am Lande das Verständnis geweckt und mancher bodenständige Brauch und Trachten erhalten, Sagen Märchen, alte Lieder und Volksspiele wieder ausgegeben werden.

Auf literarischem Gebiete haben sich in dieser Beziehung außer

Professor Ignaz von Zingerle, namentlich der unermüdlische Schilderer unseres Volkslebens Ludwig von Hörmann, ferner die Dichter Lutterotti, Pichler, Kenf, Kranewitter, Schönherr u. a. und in der bildenden Kunst vor allem Professor Franz von Defregger, Professor Egger-Vienz, Gabl, Walch u. a. Verdienste erworben, die unser Volk immer wieder in Freude und Not, bei der Arbeit und bei der Erholung meisterhaft dargestellt haben.

Tiroler Hausrat und Volkskunst.

Wenn in diesem Abschnitte der Versuch gemacht wird, einiges über den Tiroler Hausrat zu sagen, so bin ich mir wohl bewußt, daß sich dieses große Gebiet nicht in einen engen Rahmen zwingen läßt. Ein Buch über Heimatkunst und Heimatschutz in Tirol wäre aber meines Erachtens sehr unvollkommen, wenn nicht auch der Hausrat und die Volkskunst wenigstens andeutungsweise behandelt würde.

Gerade auf dem Gebiete der Möbel- und Volkskunst hat Tirol so hervorragende Leistungen hervorgebracht, daß diese Erzeugnisse zum Gesamtbilde der Eigenart unseres Landes unbedingt gehören. Es ist unsere Pflicht, auf diese Schätze immer wieder aufmerksam zu machen. So viel ist schon ins Ausland gewandert, laßt uns daher das Wenige, was noch vorhanden ist, schätzen und bewahren lernen.

Die wieder erwachte Vorliebe für alte Möbel hat ohnedies einen wahren Sturm auf den Rest an schönen Dingen veranlaßt.

Gerade dieses allgemeine Interesse für unsere alten Möbeln hat mich aber dazu geführt, den Versuch zu wagen — es ist meines Wissens der erste — eine, wenn auch unvollkommene, aber doch zusammenfassende Darstellung über die Tiroler bürgerlichen Möbel zu geben.

Das Tiroler bürgerliche Möbel.

Den mittelalterlichen Hausrat muß man sich sehr einfach vorstellen. Die Sitzgelegenheiten waren an den Wänden laufende Bänke oder schemelartige Sitze, die Tische auf Böcke gelegte Platten, die Betten hatten annähernd eine Form wie die einfachsten heute ge-

bräuchlichen. Die Behälter waren Schränke und Truhen einfachster Konstruktion, die zu den ältesten bekannten Kastenmöbeln gehören.

Die Truhen spielten im tirolischen Hausrat eine bedeutende Rolle. Die ältesten Truhen waren aus vier aufrecht stehenden Eckpfosten gefügt, die zugleich als Füße dienen und mit Querpfeosten verbunden sind. Oben schließt die Truhe in früher Zeit mit einem Satteldach, später mit einem geraden Deckel.

Genau derselbe Typus kommt, wie ein Beispiel im Berliner Kunstgewerbemuseum zeigt, auch in der Schweiz vor.

Die Satteldachkonstruktion ist der frühmittelalterlichen Sarkophagkonstruktion, wie sie das langobardische Fürstengrab im Ferdinandeum in Innsbruck zeigt, und weiterhin dem Hausdach nachgebildet; wir finden das Satteldach auch bei sogenannten Schilderhaus-schränken, die, kunstlos ohne Füllung aus Brettern gezimmert, oft auch reich mit Eisenbändern beschlagen sind (Abb. 93).

Dieser Schranktypus ist uralte, derselbe ist schon auf byzantinischen Abbildungen festzustellen, nur kannten die antiken Tischler die Herstellung von Rahmen und Füllungen, welche Kenntnis nördlich der Alpen wieder verloren ging. Erst die um 1300 erfolgte Erfindung der Sägemühle ermöglichte die Herstellung von gesägten Brettern, die neue Schrankkonstruktion mit Rahmen und Füllungen wurde aber erst um 1400, freilich noch lange nicht durchwegs, benützt. Die eben erwähnten Möbel mögen aus späterer Zeit stammen, aber sie zeigen noch den alten Typus, an dem in der Abgeschlossenheit unserer Täler länger festgehalten wurde als anderswo.

Erst aus der Spätgotik sind uns Beispiele von Hausrat in reicherer Anzahl erhalten, besonders aber von den durch den Gebrauch weniger mitgenommenen Kastenmöbeln.

Die Truhe war ursprünglich für den Transport eingerichtet, daher an den Schmalseiten Griffe zum Tragen angebracht sind. Mit Ausnahme der oberwähnten ganz alten Beispiele haben die Truhen in Tirol fast immer flache Deckel, die wie die Rückwand unverziert bleiben. Die Truhen sind auf einen rahmenartigen Fuß gestellt, jedoch ist die Truhe von demselben immer abhebbar. Eisenbeschläge, je nach dem Zwecke oft sehr dicht gereiht, und kunstvolle Schlösser

sichern die Truhe gegen Einbruch. Um kleinere Gegenstände leichter auffinden zu können, wurden für dieselben im Innern eine Art Rinnen oder auch durch Schiebegitter verschließbare Kästen angebracht.

Der oben erwähnte Typus der Stollentruhe bot für die Flächen-
decoration Gelegenheit zu ununterbrochener Ausbreitung in zusammenhängender Form. Abbildung 94 a zeigt noch romanisierendes Flächenornament mit Drachen und Ranken. Der Fuß ist mit der Truhe noch fest verbunden.

Ein auch in Frankreich und Flandern schon im 14. Jahrhundert verbreitetes Dekorationsmotiv sind aneinander gereichte Maßwerke; diese Ornamentierung ist wohl im Anschlusse an die kirchliche Reliquienschreine entstanden und zieht sich zunächst ununterbrochen über die ganze Vorderwand der Truhe, später wird das Motiv wie auf unserem Beispiel in viereckigen Füllungen angewandt. Es ist interessant, daß dieses Motiv ebenso in Tirol wie Frankreich an den Truhen auftritt (Abb. 94 c).

Eine interessante spätgotische Truhe stammt aus Burgeis mit kassettierter Vorderwand; der Rahmen ist mit dem für die süddeutsche Holzarbeit charakteristischen gotischen Flachschnitt mit ausgestochenem Grund dekoriert, für welchen sich die langfaserigen Nadelhölzer besser eigneten als für die in Norddeutschland üblichen plastischen Schnitzereien, die in Eiche ausgeführt sind, während bei den italienischen Möbeln das Nußholz ein günstiges Material für Schnitzereien bot.

Eine ganz ähnliche Truhe aus Brigen befindet sich in der Sammlung Figdor-Wien (vgl. „Kunst und Kunsthandwerk“, 10. Jahrgang, S. 131). Im Wiener Exemplar sind die Kassetten gekehrt, also kunstgerecht hergestellt, die Flachschnittmotive sind beinahe genau dieselben, nur schärfer geschnitten. Bei der im ganzen tabellos erhaltenen Figdor'schen Truhe ist auch der Fuß vorhanden. Dr. Kadinger stellt eine Gruppe von solchen Truhen zusammen, die alle demselben Typus angehören. Eine davon befindet sich im Züricher Museum, drei sind im Museum für Volkskunst in Tirol und eine war seinerzeit beim Antiquar Überbacher in Bozen; alle diese Truhen dürften

zwischen 1530 und 1560 entstanden sein. Die bei Figdor befindliche Truhe gliedert sich nun dieser Reihe an, falls sie nicht mit jener bei Überbacher identisch ist. Der Typus ist als Beispiel des Übergangsstils (gotische Umrahmung und Kassetten) beachtenswert.

Einen besonderen Typus spätgotischer Truhen aus Südtirol bilden solche mit gotischer Ornamentik Grün in Grün, leicht mit Weiß gehöht.

Der Schrank ist jedenfalls jünger als die Truhe und ist ursprünglich als Mauerschrank gebildet, im Gegensatz zur stets beweglichen Truhe. Der freistehende Schrank dürfte erst im 13. Jahrhundert entstanden sein, zunächst als Sakristeimöbel; im 14. Jahrhundert war er noch außerordentlich selten, auch aus dem 15. Jahrhundert sind uns nur wenige Beispiele erhalten. Zu diesen gehört ein Tiroler Schrank im Germanischen Museum, der schon den Typus des freistehenden Schrankes ohne Satteldach darstellt, im übrigen aber noch an die hohe, schmale mittelalterliche Kastenform mit schmalen Türen anknüpft. Das Rahmenwerk besteht aus aufgespundeten Leisten mit einfachem, ausgestochenem Ornament. Bezeichnend für die Tiroler Abstammung ist, daß die Vorderseite rahmenartig auf Gehrung gearbeitet ist. Ein anderer Typus, dem die meisten unserer gotischen Schränke angehören, ist der nicht aus dem Wandkasten, sondern aus zwei übereinander gestellten Truhen hervorgegangene Schrank. Beide Schrankstöckwerke können abgehoben werden und haben an den Seiten zum Tragen Handgriffe, auch bildet den untersten Teil wie bei der Truhe der selbständig gestaltete Fuß. Ein angeblich aus der Sakristei der Stadtpfarrkirche stammender Sterzinger Schrank hat ein Zwischengeschloß mit drei Schubladen (Abb. 95); die glatten Teile sind mit Eschenholz furniert, die Schnitzereien sind aus Lindenholz und auf blauem oder rotem Grund befestigt. Die Figuren stellen den hl. Sebastian und den hl. Georg dar. Das ganze ist ein Meisterwerk tirolischer Schreinerkunst. Ein zweiter ähnlicher Schrank aus Sterzging befindet sich ebenfalls im Germanischen Museum, ein weiterer, auch von Sterzinger Herkunft, im Museum Ferdinandeum in Innsbruck; zu erwähnen sind ferner die prächtigen Schränke im Auerspergschen Schloß Sprechstein bei

Sterzing, der wahrscheinlich ebenfalls aus Sterzing stammende Schrank in Schloß Tratzberg und der mächtige Schrank in der Sakristei der Pfarrkirche in Bruneck.

Diese Art Schränke mit ihren ornamentierten Rahmen sind allerdings nicht nur in Tirol, sondern auch in Süddeutschland heimisch, unterscheiden sich aber scharf vom norddeutschen Eichenschrank mit seiner durchwegs festgefügtten glatten Rahmenkonstruktion und der an den Türen angebrachten Schnitzerei; die Türen sind beim süddeutschen Schrank furniert und durch zierlich durchbrochene Schlüsselschilde geschmückt. Zu den Kastenmöbeln gehören auch die hauptsächlich in Tirol vorkommenden Waschkästen.

Das Bett war im Mittelalter in seiner einfachsten Form eine Art flache Kiste zur Aufnahme des Bettzeugs; wir sehen solche einfache Betten beispielsweise in der 10. und 11. Arkade des Brigner Kreuzganges dargestellt; das vornehmere Bett aber charakterisiert sich als sogenanntes Himmelbett. Der Betthimmel war ursprünglich nur aus Vorhängen gebildet, die an der Decke befestigt waren, im 15. und 16. Jahrhundert kommen in Tirol förmliche aus Holz gefertigte Verdachungen in Gebrauch, die dann auch mehr oder weniger reich geschnitzt und meist mit Zinnen gekrönt sind. Am Kopf- und Fußende befinden sich teils geschlossene, teils fensterartig durchbrochene Wände. Manchmal tritt in späterer Zeit an Stelle der geschlossenen Decke nur ein das Kopfende überdachender Baldachin; die Träger des Baldachins, die Seitenbretter und das Fußbrett sind meist mit reicher Flachschnitzerei verziert. Die Sitzmöbel scheinen im Mittelalter sehr einfach gewesen zu sein; wenn wir die verschiedenen auf uns gekommenen Abbildungen solcher Möbel auf Gemälden und Plastiken betrachten, so finden wir meist truhnenartige Bänke und ganz einfache lehnenlose Schemel dargestellt. So bei der Pietá und beim Abendmahl im Brigner Kreuzgang (Mitte des 15. Jahrhunderts); im Bilde des zwölfjährigen Jesus im Tempel (14. Arkade) sitzen die Schriftgelehrten auf einer Bank, die genau unseren jetzigen gewöhnlichen Stollenbänken in den Bauernwirthshäusern entspricht. Die Madonna des Gnadenbildes in Wilten (Ende des 13. Jahrhunderts) sitzt auf einem lehnenlosen, mit gotischem

Maßwerk verzierten und mit einem Polster belegten Schemel, ähnliches ist bei den Vesperbildern in Vienz (14. Jahrhundert) und in Bruneck (14. Jahrhundert) der Fall. Erst Ende des 15. und im 16. Jahrhundert scheinen eigentliche Lehnstühle mehr in Gebrauch gekommen zu sein, waren aber nur in einzelnen Exemplaren im Hausrat vertreten und bildeten den Ehrensitz für das Haupt der Familie. Eine gotische Truhenbank mit Kipplehne sowie auch ein gotischer Tisch aus Schloß Annaberg befinden sich in der Sammlung Figdor, Wien.

Wie in der Architektur die Renaissance in Tirol ein Jahrhundert später als in Italien einsetzte, so auch im Kunstgewerbe, das sich aber zunächst der italienischen Renaissance keineswegs anschließt, sondern seine Formen beibehält bis die deutsche Renaissance die neuen Formen vermittelt.

Wir kehren zunächst zu den Truhen zurück. Bei der Tiroler Renaissancetruhe (Abb. 94 d) zeigt die Vorderwand bereits die sich dann immer wiederholende Einteilung in Felder, welche von Rundbogen und Pilastern umschlossen sind. In die Felder selbst sind aus mehrfarbigen Hölzern eingelegte perspektivische Architekturansichten eingesetzt, wie man sie in Italien häufig findet; das übrige ist mit ornamentalen Intarsien geschmückt. In den Füllungen der gekröpften Pilaster ist das spitze, langgezogene Blattwerk bemerkenswert. Die Truhe hat den für deutsche Herkunft charakteristischen Untersatz, in welchem als neues Motiv Schubladen angebracht sind. Eine Truhe aus Bozen (Abb. 94 b) zeigt den Südtiroler Typus; die Zweiteilung ist auch hier beibehalten, während die italienische Renaissancetruhe die ganze Vorderwand mit durchgehenden Rankendekorationen bedeckt hat. Charakteristisch für die südliche Herkunft sind die Kugelfüße. Bei der Truhe deutscher Renaissance sehen wir das schematisch wiederkehrende, häufig angewendete Aldermotiv in Marqueterie; die Vorderwand ist durch Hermenpilaster gegliedert. Der ursprünglich vorhandene selbständige Sockel fehlt.

Neben dem aus der Gotik übernommenen zweigeschoßigen viertürigen Schrank finden wir in der Tiroler Renaissance schon früh den Schrank mit zwei durchgehenden Türen. In dieser Beziehung

bildet der für das tirolische Gewerbemuseum erst jüngst erworbene Dornsberger Archivschrank wegen seiner frühen Entstehung (datiert 1559) für Tirol wohl ein Unikum (Abb. 96 a); derselbe ist durch drei jonische Pilaster gegliedert und in edler Hochrenaissance gehalten. Nur der Fries zeigt bescheidene Einlagen, die Jahreszahl, die Namensinitialen des Hans von Annenberg und dessen Wappen. Der selbständige Sockel enthält Schubläden.

Hieran schließt sich ein Schrank mit korinthischen Pilastern bei sonst beinahe gleicher Einteilung (Abb. 96 b), nur sind die Füllungen mit Intarsien geschmückt, die gekröpften Umrahmungen deuten schon die ersten Spuren des beginnenden Barock an. Ein weiteres Entwicklungsstadium führt uns ein Schrank vor, bei welchem die oberen Füllungen bereits Längsformat aufweisen, während auf eigentlich architektonische Glieder verzichtet ist (Abb. 96 c).

Diesen doppeltürigen Schränken gegenüber lassen sich zweigeschossige Schränke finden, welche beweisen, daß auch noch am Ausgang der Renaissance die aus den übereinander gestellten Truhen entstandene gotische Konstruktion grundsätzlich festgehalten wurde, obwohl im übrigen die Architekturformen der sogenannten deutschen Renaissance angewendet sind. Ganz ähnlich wie bei der Truhe bilden hermenartige Pilaster die Vertikalglieder, die Füllungen enthalten wieder den Doppeladler in Einlagearbeit. Diese italienische Intarsia beherrscht ein Jahrhundert lang (bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts) den deutschen Möbelstil.

Es ist unmöglich, die Entwicklung der Spätrenaissance zum Barock hier im einzelnen zu verfolgen; infolge des direkten italienischen Einflusses nimmt die Renaissance in Tirol bald reine Formen an, die aber dann durch den in Italien schon voll ausgebildeten Barock nach und nach verdrängt werden. Wir denken an ein Beispiel des ausgebildeten Barockstils, der sich schon in der Wucht der Verhältnisse und der Gesamtdisposition ausspricht (Abb. 97 a). Das Gebälk ist gekröpft, die seitlichen Säulen ruhen auf geschweiften Konsolen und sind übereck gestellt, um die Spirale des Säulenschaftes in der Silhouette frei wirken zu lassen. Die Füllungen der Schranktüren mit polierten Ovalen sind durch einen durchgehenden Rahmen zusammen-

gefaßt, wodurch die Höhentheilung statt der ursprünglichen Querteilung betont wird.

Eine eigene Gruppe bilden die Kabinettschränke, von denen sich in Tirol besonders seit dem Spätbarock eine große Zahl vorfinden; es sind dies kleine Kästchen, welche zahlreiche Schubladen enthielten und in ihrem Aufbau dem Stilcharakter der großen Schränke folgen; für die Säulen, Ornamente u. dgl. wurden kostbare Materialien, Ebenholz, sogar Edelmetalle und -steine verwendet. Da Mittelpunkte für diese Arbeiten Augsburg und andererseits Venedig und Florenz waren, mag wohl Tirol manchen Einfluß von dorthier in dieser Beziehung erfahren haben.

Die Bettstellen schließen sich der stilistischen Entwicklung an; der schon in der Gotik ausgebildete Himmelbetttypus ändert sich in der Renaissance nur in den Formen der einzelnen Teile. Der von Säulen getragene Himmel wird als Architrav gestaltet, die übrigen Teile entsprechend gegliedert. Auch im Barock wird der Betthimmel noch beibehalten, wird aber manchmal im bürgerlichen Gebrauch weggelassen; der Kopfteil bleibt aber erhöht.

Auch bei den Sigmöbeln finden wir die aus der Gotik übernommenen Formen weitergebildet. Die einfache Form des aus einem viereckigen Brett mit vier schräg gestellten Füßen gebildeten Stuhles wird nach Art des italienischen Schemels durch eine Rücklehne bereichert, eine Stuhlform, die sich in unseren Bauernmöbeln bis heute erhalten hat.

Oft kommen sogenannte Falt- oder Scherenstühle (Klapplestühle) in Betracht, von denen sich Beispiele aus Eppan (Anfang des 16. Jahrhunderts) in der Sammlung Figdor-Wien befinden; sie sind aus den uralten Faldistorien oder Faltstühlen hervorgegangen; auch hievon befindet sich ein Tiroler Exemplar in der Sammlung Figdor.

Die letzte Entwicklungsphase des Barockstils vor dem Übergang zum Rokoko bildet der sogenannte Laub- und Bandelwerkstil. Dieser Stil ist eine Abart des Louis XIV.-Stils, wie er von Verain in Groteskenornamenten ausgebildet worden ist; in Tirol ist dieser Stil etwa von 1700 bis 1730 zu beobachten. Die Ornamentik zeigt

sich allerdings in sehr vornehmer Art; die konstruktiven Formen sind in Spätbarock gehalten. Ein typisches Beispiel dieses Stils finden wir in der monumentalen Prachtuhr der Abtissin Felicitas von Herberstein des Haller Damenstiftes vertreten; während der Aufbau und die monumentalen Säulen noch barock sind, zeigt das fast regellos wuchernde Laubwerk die Eigenart des Übergangsstils (Abb. 97 b). Charakteristischerweise nannten sich die Schreiner dieser Zeit Tischler und Laubwerksschneider.

Die raffinierte französische Möbelkunst hatte schon zur Zeit Ludwig XIV. eine Reihe neuer Möbeltypen geschaffen, unter denen die Kommode und der Schreibtisch (Bureau) bald die Welt eroberten; das Rokoko bildete diese Möbel noch mehr aus. Die Kommode fand auch bei uns weite Verbreitung; sie verbindet sich mit dem Kabinett zu einem neuen Typus, den wir kurz Kabinettschrank nennen und der auch in Tirol in unzähligen Exemplaren und Variationen verbreitet ist und eine besondere Ausbildung erfahren hat. Auf der Kommode baut sich ein bald höherer bald niedriger Aufsatz mit Schublade, tabernakelartigen Abteilen in der Mitte und Geheimfächern auf. Auf dem anderen, noch übrigen Teil der Kommode ist dann eine zwischen zwei im Rokoko meist geschweift gedeckten Schubladen schräg verlaufende Platte angeordnet, welche aufgeklappt als Unterlage zum Schreiben dient.

Ist im Barock trotz der Beweglichkeit des Ornaments der Kern des Möbels noch geradlinig, so sind im Rokoko auch die Flächen gebauht; der Ausdruck von Last und Stütze geht verloren, auch die Beine der Tische, Fauteuils usw. folgen diesen geschweiften Linien, das Prinzip der Asymmetrie tritt uns hier zum ersten Male in der Möbelkunst entgegen als Folge des über Holland eingedrungenen starken chinesischen Einflusses, den wir auch im Ornament bemerken, das in Muschelwerk, Schnörkeln und den sogenannten Rokailles besteht.

Ein Kabinettschrank (Abb. 97 c) z. B. zeigt schon vertikal geschweifte Flächen, der obere Abschluß ist noch horizontal, wogegen ein Schrank auch oben einen geschweiften Abschluß mit einer Art durchbrochenem Giebel aufweist, während die reichen Intarsien eine Art

Bandornament darstellen. Noch häufiger kommen, besonders in Südtirol, Kabinettschränke ohne oder mit ganz niedrigem Aufbau vor.

Die Schränke und sonstigen Möbel schließen sich auch dem Rokoko an, das aber, insoweit es die bürgerlichen Möbel betrifft, in der ornamentalen Ausgestaltung eine von der ganz unter französischem Einfluß stehenden Möbelfkunst der Höfe abweichende selbständige Entwicklung annimmt. Die Anwendung von Bronze ist bei diesen bürgerlichen Möbeln auf die Schlüsselschilder und Griffe beschränkt.

Ein Schrank, der der nachfolgenden Epoche angehört, weist schön geschwungene, fein modellierte Gesimse auf (Abb. 98).

Auf das Rokoko folgt in Frankreich der Louis XVI.-Stil, eine Bezeichnung, die man auch für unsere Stilentwicklung übernommen hat, daneben wird dieser klassizistische Stil auch Zopfstil genannt. Wir könnten ihn mit Recht als Stil Josefs II. bezeichnen. Die Wertschätzung der Antike hat zu ruhigen, den Gesetzen der Symmetrie und Statik entsprechenden Möbelformen geführt, die gerade Linie kam wieder zu Ehren. Diese Stilwandlung vollzieht sich seit dem Anfang der Siebzigerjahre des 18. Jahrhunderts. In einigen Beispielen werden wir diesen Möbelstil am besten erkennen.

Alle Flächen und Linien sind gerade, auch die ornamentalen Füllungen bilden Rechtecke, in welchen z. B. je ein greifenartiges Fabelwesen im pompejanischen Stil in Einlegearbeit dargestellt ist. Die Vorliebe für derartige Dekorationen ist in dem Wiederaufleben der Begeisterung für die Antike begründet, die durch die Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum angefaßt wurde.

Charakteristisch für den Stil ist die Form der Füße, die hier allerdings die ursprünglich mit Kanneluren versehene, oben vasenartig gebildete Type sehr vereinfacht darstellen. Auch ein Schreibtisch mit horizontaler Platte und einem mit Schublade versehenen geradlinig begrenzten Aufsatz ist vorhanden.

Ein im Louis Seize neu hinzugekommenes Möbel ist das sogenannte Zylinderbureau, ein kommodenartiger Schreibtisch mit im Halbkreis gebogener Verschlussplatte. Dieser Typus fand auch in Tirol unter dem Namen Koller Verbreitung.

Eigenartig ist ein Schrank (Abb. 99 a), der uns die alten Grund-

formen des Barock aufweist, aber dennoch schon dem Ende des 18. Jahrhunderts angehört.

Sehr beliebt waren auch die Glaschränke (Vitrinen) zum Aufstellen von Porzellanfiguren und feinem Glas. Wir kennen im Übergangsstil einen Casschrank zum Biedermeier, der also das Empire gewissermaßen übersprungen hat (Abb. 99 b). Was wir in Tirol an Empiremöbeln haben, ist in der Regel nicht bodenständig, sondern von auswärts, meist aus Wien, importiert. In Tirol geht das Louis XVI. in den Biedermeierstil über. Erstgenannter Stil weist nur eine gewisse Anlehnung an die Antike auf, das Empire hingegen bewußte Nachahmung und Übernahme antiker Formen und Ornamente; mit dem Sturze des Kaiserreiches verschwand, namentlich außerhalb Frankreichs, bald auch sein Stil.

In England hatte sich aus holländischen und Louis XVI.-Motiven ein neuer, das praktische Moment stark betonender Möbelstil herausgebildet (Sheraton). Aus diesen Anregungen und dem deutschen Sops und Empire bildete sich um 1820 der Biedermeierstil (Abb. 99 c).

In Innsbruck lebte in dieser Zeit ein berühmter Tischler: Joh. Nep. Geyer, der sogar für den Wiener Hof Möbel ausführte; er soll im Geyerdurchgang (Angerzell) gehaust haben (Abb. 100).

In Bozen soll in der Biedermeierzeit eine Tischlerfamilie Hübner gelebt haben, welcher viele der heute noch aus dieser Periode erhaltenen Möbel zugeschrieben werden.

T i r o l e r B a u e r n m ö b e l .

Der bäuerliche Hausrat in Tirol ist nicht minder interessant als der bürgerliche; wenn er auch im ganzen und großen der allgemeinen Stilentwicklung folgt, so bilden sich in den einzelnen Tälern ganz bestimmte Typen, die sich durch charakteristische Merkmale im Bau des Möbels und in der Dekoration unterscheiden. Diese Stilmerkmale sprechen sich am deutlichsten in den Kastentmöbeln aus.

Besonders charakteristisch treten in dieser Beziehung das Ötz-, Alpbach- und Zillertal hervor.

Im Öztal hält sich zunächst in Aufbau und Profilierung der

Leisten und Verwendung der Dekorationsmotive (Kollband) und einer Art Lutherrose, lange das gotische Schema (Abb. 102 oben).

Unter den Dekorationsmotiven fällt ein ineinander gestecktes Dreieck oder Quadrat und das Andreaskreuz sowie auf den Renaissancetruhen eine vierteilige gerade gestellte Schlingenrosette auf, die ich auf italienischen Majolikafleßen wiederfand. Im 18. Jahrhundert erhält dann auch die Öhtalertruhe als Füllungsmotiv die Blumenvase, jedoch in den traditionellen Farben auf Holzgrund: Schwarz-Weiß und Rot-Blau.

Im Oberinntal finden wir im 16. Jahrhundert die Truhen und Kästen mit in Malerei nachgeahmten Renaissanceintarsien schwarz auf Holzgrund geschmückt, im 17. Jahrhundert trat die Schnitzerei an Stelle des gemalten Defors (Abb. 101 a u. b).

Die Unterinntaler Bauernmöbel ahmen im 17. Jahrhundert noch ebenfalls die Intarsia in Schwarz-Weiß und Rot-Grün nach.

Im abgelegenen Alpachtal hat sich diese Manier auch im 18. Jahrhundert erhalten und eigenartig ausgebildet (Abb. 101 c u. Abb. 102 links unten). Man kann drei Entwicklungsstadien unterscheiden. Auf der ersten Stufe bis ungefähr 1700 ist die Truhe in drei Felder gegliedert, von denen das mittlere die Bogennische enthält, rechts und links Rechteckfelder. Die Füllungsmotive sind die Blumenvase, das Herzmuster und die Sternrosette auf Holzgrund, in den Rahmenfüllungen usw. schweres Gittermotiv in Kerbschnitt.

Die zweite Periode reicht von 1700—1750; die Einteilung bleibt dieselbe. Das Gittermotiv wird zierlicher, leichter, weiße Tupfen dienen teils zur Detaillierung der Zeichnung, teils zur Belebung der Rahmen. Der Motivenschatz wird durch Rosettenkartuschen und Doppeladler bereichert.

In der dritten Periode in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden die Farben düsterer und unharmonischer, die Malerei flächiger und derber. Gitterwerk und Tupfen verschwinden allmählich.

Volle Farbenfreudigkeit finden wir an den Möbeln des Zillertals (Abb. 101 d); der Grund ist im Gegensatz zum Holzgrund der Alpacher Möbel meist hellblau, dazu kommen die Vergoldung und Marmorierung der Leisten und das Orange gelb der Füllungen. Die Motive

sind: Blumenvasen und Blumenkörbe, Vögel, Jagdszenen, Doppeladler und Osterlamm von zierlichen weißen Rokokoschnörkeln umrahmt. Die Truhen zeigen in der Regel eine Einteilung in zwei Bogensefelder und drei Schmalfelder, auch sind die Truhen höher als die Alpacher; die Kästen haben häufig den Typus des einfachen Barockschrankes mit abgeschrägten Ecken (Abb. 102 rechts unten). Nach den Inschriften gehören alle diese Möbel der Zeit zwischen 1760 und 1800 an. Das Rokoko spielt im bäuerlichen Hausrat eine wichtige Rolle, es finden sich namentlich viele geschnitzte Ornamente an den Möbeln in diesem Stile, weiters ist aber auch der klassizistische Stil mit Anlehnung an den „Bopf“ außerordentlich verbreitet.

Die in Nordtirol isoliert dastehenden Motive der Öhtaler Truhen (Schlingenrosette, ineinandergeschobene Quadrate, Rosetten) finden ihre Erklärung bei Betrachtung der Südtiroler Motive auf Bauernmöbeln und Täfelungen. Auf einer von Deininger aufgenommenen Gewandtruhe aus dem Etschtale findet sich eine ähnliche Schlingenrosette und an der Decke der hl. Kreuzkapelle im Kloster St. Johann in Münster (1520) können wir eine ganze Sammlung solcher Motive finden wie sie auf den Öhtaler Truhen vorkommen; jedenfalls haben also diese Ornamente im Öhtale infolge der verhältnismäßig leichten Verbindung mit dem Süden durch die Übergänge Eingang gefunden. Auf einer Truhe aus dem Sarntale finden sich Motive mit weißen und farbigen Tupfen, die an das Alpacher Dekor erinnern.

Im allgemeinen jedoch schließt sich die Bauernkunst in Südtirol noch mehr an die Zeitstile an; das Ornament zeigt oft edle gotische und Renaissanceformen (Akanthusspiralen), jedoch findet sich auch vielfach polychrome Behandlung; im Binschgau herrscht ähnlich wie im Oberinntal reine oder bemalte Schnitzerei vor.

H a u s r a t.

Es ist natürlich unmöglich im Rahmen dieser bescheidenen Skizze auch den sonstigen Hausrat zu behandeln; nur wenige Zeilen seien den verschiedenen Arten der Volkskunst gewidmet. Außer den Täfelungen und Möbeln sind unter den tirolischen Hausgeräten noch eine Menge Holzarbeiten zu finden, die eine eigenartige Gestaltung und

Deforation erhielten. Hieher gehören besonders die Mangelbretter und Blüier.

Im Museum Ferdinandeum befindet sich ein interessantes Mangelbrett mit feinem Kerbschnitt und Tulpenornament, als Handhabe dient ein plastisches Meerweibchen nach Art der nordischen Arbeiten geschnitzt. Weiter sind zu erwähnen die Brautschaffeln, Butter- und Käsemodel, Wegsteinkümpfe, Melkstühle, Sensenscheiden, Schellenbögen usw. Letztere erhielten besonders im Zillertal, Pustertal und Nonsberg schöne Kerbschnittverzierungen.

Die Freude der Kinderwelt bildeten die Grödner Tierfiguren; Fudel, Löwen, Hähne usw. Die Grödner Schnitzindustrie reicht bis zirka 1630 zurück; anfangs des 18. Jahrhunderts hat sich Martin Binazza, ein in Venedig gebildeter Schnitzer, einen guten Namen gemacht; um diese Zeit kam auch durch Joh. Demetz in St. Ulrich die Rahmenschnitzerei in Schwung; von dieser ging man bald zu anderen Schnitzereien, Uhrständern, Krippenfiguren, Kreuzfiguren u. a. über. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es schon 40 Schnitzer, anfangs des 19. Jahrhunderts 300 Schnitzer in Gröden.

Von den volkstümlichen Metallarbeiten haben wir die Grabkreuze und Wirtshauschilder bereits besprochen; aber auch den Hausgeräten suchte man eine gefällige Form zu geben. Wir finden an den Feuerböden, Pfannknechten, Dreifüßen, Spangeisen und Kienleuchtern mitunter sehr eigenartige Formgebung und Ornamentierung; auch unter den Schlössern und Türbeschlägen finden sich höchst kunstvolle, schöne Arbeiten. Besonders beliebt war in Tirol das Zinngerät. Nach den alten Hausrathinventaren gehörte in Tirol das Zinngeschirr mindestens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zum regelmäßig vorhandenen Hausgerät der Haushaltungen aller Stände und wir finden seit dieser Zeit Zinngießer in allen größeren Orten des Landes. Besondere Berühmtheit erlangten die Erzeugnisse einzelner Innsbrucker Firmen, z. B. der Appeller im 18. Jahrhundert (das sogenannte Tiroler Edelzinn). Zierliche Weinkannen mit regelmäßig wiederkehrenden figuralen Darstellungen (St. Urbanus, St. Johann der Täufer, St. Christoph usw.) in Gravierung haben um diese Zeit die Bozner Zinngießer gefertigt. Eine Tiroler Spezialität bilden

auch die Weinschenkannen mit gerade abstehender Ville, die sich in erhaltenen Exemplaren seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts nachweisen lassen. Bekannt sind weiters die beliebten zierlich gearbeiteten Kupferkessel und BronzedreifüÙe mit Wappen und anderen Reliefdarstellungen.

Unter den Arbeiten aus Glas sind besonders die originellen Brantweinhunde und die geriefelten, enghalsigen Schnapsflaschen aus Kramsach zu beachten; es soll bis ins 16. Jahrhundert in Tirol Glashütten in Hall, Rattenberg, Kramsach (1630) und in Südtirol gegeben haben.

Die Hinterglasmalerei soll in Nonstal und in den von Venedig her beeinflussten Teilen (Ampezzo) gepflegt worden sein, jedoch sind die meisten Erzeugnisse dieser Art wohl durch Hausierer vom Mühlviertel und auch von Bayern zu uns gekommen.

Von der Tiroler Keramik läÙt sich heute noch wenig sagen, da dieses Gebiet noch im Dunkel liegt.

In der Umgegend von Bruneck wurden Schüsseln und Platten mit tiefbrauner Glasur erzeugt, welche durch gelbe Dekoration und gelbe und grüne Ränder bei dunklem Spiegel belebt wird. Auf dem Spiegel finden sich auch Gittermusterungen mit weißlichen Blümchen, mitunter auch Sprüche, wie: „Gebratene Vögel, Hühner und Bureln essen gerne die Hafnergesellen“. Hieher gehören auch die riesigen Krapsenschüsseln aus Enneberg. Die bäuerlichen Majoliken scheinen hauptsächlich aus Oberitalien und wohl auch aus Oberösterreich und Bayern importiert worden zu sein; in Sfruz im Nonstal wurden blau dekorierte Majoliken und auch Ofenschacheln erzeugt.

Die Hafnerkunst stand in Tirol auf sehr bedeutender Höhe, wie wir aus zahlreichen Arbeiten erkennen können. Bekannt sind die herrlichen gotischen Öfen in SchloÙ Tirol und im Meraner Fürstenhause. Wir sehen da den prächtigen Ofen im Prunkzimmer des Schlosses Belthurns bei Brigen, ein Werk des Bozner Bürgers und Hafnermeisters Paul Pietzschdorfer. Der Ofen ist eine erlesene Renaissancearbeit mit dem Wappen des Fürstbischöfs Johann Spaur von Brigen und einer Reihe von religiösen Darstellungen. Die

übrigen Ofen verfertigte ein Brigner Hafner namens Michael Brugger. Es fehlte also keineswegs an hervorragenden Kräften in diesem Gewerbe. Das Schloß wurde 1578—1580 erbaut. Ein gleichfalls prachtvolles Werk ist der Ofen in der fürstbischöflichen Burg zu Brigen mit bemalten Kacheln aus der Argonautensage aus dem Jahre 1546 (Abb. 103).

An weiteren Beispielen von Ofen aus Brigen können wir den Barock-, Koko- und Zopfstil verfolgen (Abb. 104). In Brunick befindet sich noch heute die alte Hafnerwerkstätte der Kundner; auch in Hall und Innsbruck dürften solche bestanden haben, jedoch ist auch dieses Gebiet noch zu wenig erforscht, um Näheres darüber berichten zu können.

Eine interessante Gruppe volkstümlicher Erzeugnisse bilden die Rämme, Haarstecher und Pfeile sowie Löffel und Dosen aus Bein und Horn; es sind dies meist Alt-Sterzinger Arbeiten. Die Rämme sind mit reichster figuraler Durchbrucharbeit geschmückt, oft mit Zinnfolien unterlegt; sie wurden im 18. Jahrhundert und bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in großer Zahl hergestellt.

Die Haarstecher haben oft reizvolle Formen, jene aus Passeier sind vielfach geflammt.

Bekannt waren seinerzeit die Tiroler Wirkteppiche, welche in St. Sigmund im Pustertal erzeugt wurden, die dann die Desregger in den Handel brachten; 1830 starb dieser Industriezweig aus. Klöppelspißen werden in Prettau (Uhrntal) erzeugt.

Von den volkstümlichen Perlarbeiten sind die Tabakbeutel bekannt sowie die Fürtuch(Schürzen)klemmer im Eisack- und Pustertal; es sind diese fibelartige Messingnadeln mit Perlstickerei.

Leider sind die meisten dieser volkstümlichen Arbeitszweige eingegangen, selbst die noch vorhandenen spärlichen Beispiele werden verschleppt. An ihre Stelle treten aber nicht gute neue Erzeugnisse, sondern leider meistens Fabrikware, die nach der Schablone hergestellt wird. Das ist das Traurige an der Sache.

Die moderne Wohnung.

Aus der eingehenderen Behandlung der alten Tiroler Möbel könnte mancher vielleicht schließen, daß der Heimatschutz nur das

Alte empfehlen und vielleicht gar die Kopierung alter Möbel oder die Einrichtung der Wohnungen mit zusammengekauften alten Hausrat befürworten wollte.

Wo ganze alte Einrichtungen oder einzelne alte Möbel als Familienstücke vorhanden sind, ist es wohl selbstverständlich, daß man sie erhält; der heutige Brauch aber, alte Möbel zusammenzukaufen und die Wohnungen in eine Trödlerbude zu verwandeln, wird sich wohl hoffentlich bald wieder überlebt haben.

Das Natürlichste ist und bleibt, seine Wohnung im Zeitgeschmack einzurichten, wir leben doch im 20. Jahrhundert, haben unsere besonderen Lebensgewohnheiten und empfinden keineswegs wie in der Zeit des Biedermeierstils, wengleich uns derselbe noch vielleicht am nächsten steht. Zudem ist gerade auf dem Gebiete der Innenarchitektur ein neuer Stil im Werden, es wurden vor Kriegsausbruch schon sehr schöne und geschmackvolle Ausstattungen gemacht, die auch er schwinglich waren.

Vor allem ist es aus mehrfachen Gründen notwendig, daß wir wieder zur Einfachheit und Wahrheit zurückkehren. Ist es nicht lächerlich, wenn sich ein kleiner Beamter oder anderer Mittelstandsmann eine pompöse Einrichtung in Mahagoni oder anderem kostbaren Material — vielleicht gar auf Raten — anschafft und damit glaubt, seinen Mitmenschen Reichtum vorzutäuschen?

Legen wir doch endlich das Prozentum ab, verzichten wir auf den Schein und geben wir uns, wie wir sind. Eine solide, einfache Einrichtung ist auch in den seltensten Fällen geschmacklos.

Freilich ist unsere moderne Möbelfkunst leider noch zu sehr auf das Kostspielige eingestellt, der Tischler aber, der früher alle die schönen, einfachen Möbel machte, die wir betrachtet haben, hat vielfach die Fähigkeit verloren, selbständig Geschmackvolles und Schönes zu schaffen. Es ist daher die Aufgabe zu lösen, unser Gewerbe mit der Zeit wieder so weit zu bringen, daß es selbständig gute Arbeit zu leisten imstande ist. In dieser Beziehung wirkt das Studium der alten Möbel erzieherisch, man braucht diese nicht zu kopieren, aber wir können daran lernen und unseren Geschmack bilden; das Publikum kann dabei sehr viel mithelfen, auch zum Anschaffen gehört eben Geschmack.

Übrigens braucht auch das Fabrikmöbel nicht notwendig geschmacklos zu sein; die Wohnung des Engländers und des Amerikaners aus dem Mittelstande kennt keinen „Dekorationsdivan“, keine geschnitzten Sessel und Tische, aber die Möbel sind praktisch und bequem, man fühlt, daß der Besitzer hineingehört und nicht als Anachronismus in der eigenen Wohnung herumwandelt. Nicht, daß wir nun etwa, wie es schon empfohlen wurde, uns englisch einrichten sollen, aber einfach, solide und bequem sollen auch wir unsere Wohnung gestalten. Wenn es die Verhältnisse erlauben, kann noch etwas Luxus hinzukommen, ein gutes Bild, Kleinkunst oder ein etwas besser ausgestattetes bequemes Möbelstück. Auf diese Weise werden wir wieder zu einer Wohnungskultur kommen.

Wie oben erwähnt, war es namentlich in der Biedermeierzeit Brauch, im Glaskasten allerlei schöne Dinge: feines Porzellan, verschiedene schöne Gläser, Biskuitfigürchen u. a. aufzubewahren. Der Brauch, sogenannte „Nippes“ oder „Nippsachen“ aufzustellen, hat sich wohl erhalten, aber die schönen Dinge sind zu „Hausgreueln“ geworden. Dazu gehören die als Reiseandenken mitgebrachten gepreßten Zinnbecher, die Sindenburgköpfe als Tabakköpfe, die meisten Zigarrentischchen, der Porzellanbergschuh mit einer Alpenlandschaft auf der Sohle, die sogenannten Sezessionsvasen und alle die schönen Dinge, von denen man trotz allen Warenmangels noch übergenug in jeder Galanteriewarenhandlung sehen kann; unzählige Exemplare dieser Gattung füllen die Wohnungen des Mittelstandes sowohl als der Arbeiter. Unsummen werden auf diesen wertlosen, häßlichen Tand vergeudet und dem Volksvermögen entzogen.

Diese schreckliche Ramschware hat der deutschen Industrie auch im Auslande sehr geschadet, da man den Geschmacksstand des deutschen Volkes nach diesen Erzeugnissen wertete, die höchstens für Neger passen und sonst fast nirgends in solchen Massen und — solch barbarischem Geschmacke hergestellt werden. Die Geldknappheit und verminderte Kaufkraft wird hoffentlich diese Industrie in ernstere Bahnen lenken.

Wir wollen also künftighin unsere kostbaren Mittel für vernünftigerere Dinge verwenden, anstatt unsere Wohnungen mit wert- und geschmacklosen Hausgreueln anzufüllen.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Sach-, Orts- und Namenregister (Abbildungsverweise in Klammern).

- Abelshäuser 26
Aicha, alter Baum 59
Ahrntal, Spizenklöppelei 90
Albert, J., Baurat 25
Alpach, Tracht 72
— Bauernmöbel 85 (101c) (102)
Alpenpflanzen 60
Ammon, Marius, Architekt
Ampf, Wegsäule 63
Ampezzo, Hinterglasmalerei 89
Angerer, Dr., Hall (96)
Annenberg, Hans von 81
Appeller, Zingießerfamilie 88
Avenarius 2
Ayams (64)
- Bäume 59, 65
Barwies, Schulhaus (74)
Beinarbeiten 90
Bérain 82
Berlin, Kunstgewerbemuseum 76
— Bett 79 ff
— Block ziehen 70
Bondoni, Kaufmann 22
Bozen, Biedermeiermöbel 85
— Erker 30
— Haustypus 28 (14)
— Jubiläumsschule 25
— landesfürstl. Amtshaus 21 (31)
— Laubengasse 29
— Merkantilgebäude 2, 22 (33)
— Museum 74
- Bozen, Obstplatz 10 (12)
— Pfarrkirche 10, 16
— Pfarrturm 2
— Portal (44)
— Rathaus 24 (37)
— Stallerhof 40 (60)
— Truhen 94
— Wolkensteinpalais 26
— Ziegeldächer 27
— Zingießerei 88
Brigen, Ortsbild 2, 5
— Barockfassade 28 (45)
— Gegenbeispiel 46
— Dom (10)
— Dompfarrplatz 9
— Dompfarrplatz (Plan) 9
— fürstbischöfl. Burg 23 (34)
— Hotel Tirol 38 (53) (54)
— Hotel Elefant 38
— Wandgemälde, Kreuzgang 79
— Lauben 29 (53)
— Öfen 89 (103)
— Sonnentor (14)
— Spital 25
— Stadttore 11
— Brücken 62 (86)
Brugger Michael 89
Bruneck, Bildstock 63 (89)
— gotischer Schrank 79
— Hafnerwerkstätte 89
— Torbogen 11
— Vesperbild 80

- Brunnen, 13 (19) (20)
 Burgeis, Truhe 77
 Burgen und Schlösser 18
 Bürgerliche Möbel 75
 Burggrafenamt, Tracht 72
 Cuvillies Sr. 23
 Dachtraufe 43
 Defregger, Franz v. 75
 Deininger, J., Architekt 87
 Demeg Joh. 88
 Denkmäler 51
 Dorflinde 59 (79)
 Dornsberg, Archivschrank 81 (96 a)
 Edelkastanie 59
 Egetmann 70
 Egger, Lienz 75
 Eichen 59
 Eisacktal, Fogelhauben 73
 — Fürtuchklemmer 90
 Eisenbahn 64
 Enneberg, Krappenschüsselfn 89
 Eppan, Faltstuhl 82
 Engelsberger Burkh. 2
 Erdpyramiden 60
 Erfer 29
 Eternit 15, 50
 Etschtaler Haus 48 (69)
 Falettedach 46
 Feistenberger v. (96)
 Feuer, Hans 1
 Feuermauer 33
 Freysing 47
 Fischburg 20 (29)
 Fischer, Dr. Theodor, Prof., München
 3, 25 (38) (76)
 Fischleintal, Gasthof 40
 Fischnaller, Konrad 21
 Finstermünzbrücke 62
 Friedhöfe 51 (80) (81)
 Gabl, A., Prof. 70
 Gaden 47
 Garten 64
 Geyer, Joh. Nep. 85 (100)
 Giner, Familie, Krippenschützer 70
 Glashütten 89
 Glurns, Stadtmauer 11 (16)
 — Lauben 29
 — Grätzziehen 70
 Gräffel, Baurat, München 57
 Greipel, D., Dr. (99)
 Gries, Stift 18 (22)
 Grins, gotische Brücke 62 (86)
 — Rokoko-Kreuz 54 (84)
 Grissmann, Karl, Arch (51)
 Gröden, Holzschneiderei 88
 Gump, Georg Ant. 23
 — d. A., J. M. 24 26
 Gunezrainer, J. 23
 Haesfelgehr, Haus (67)
 Halbhaus 44 (64)
 Hall, Barockbrunnen 13
 — Damenstift, Uhr 83
 — Elektr. Transformator-Häuschen 64
 — Glashütte 89
 — Gnadenwalderhof 39
 — Hafnerwerkstätte 90
 — Münzerturm 12 (17)
 — Postgebäude 25 (38)
 — Rathaus 21 (11)
 — Salztaedl 36 (52)
 — Spital 25
 — Oberer Stadtplatz 10 (11)
 — Taschenlehen 35 (96)
 — Wegkapelle (91)
 Hammer, S. 26
 Harpfen 45
 Hausendorf 41
 Hausrat 75
 Hl. Abend 69
 Herberstein, Felicitas v. 83

- Hübler, Gedeon v. (97) (99)
 Hinterglasmalerei 89
 Hocheder, C., Prof. 24 (37)]
 Hochzeit 68
 Höfe 33 (47) (48)
 Holzkreuze 55 (83)
 Hörmann, Dr., Ludwig v. 75
 Hötting, alter Anst. 35 (50)
 — alte Kirche u. Turm 49 (70) (71)
 — Villa Steurer 35 (51)
 Hübner, Tischlerfamilie 85
 Huter, Architekt 25
- Illmer, Stadtbaumeister 25, 39, 64
 Imst, Museum 70
 — Schemenlaufen 70
 Industriebauten 36
 Innsbruck, Altstadt, Plan (7)
 — Andreas Hofer-Straße (8)
 — Automobilwerkstätte 37 (77)
 — Biedermeiermöbel 85
 — Barockbrunnen 13
 — Gegenbeispiel 19
 — Breinöhl 29 (42)
 — Burggraben 10 (13)
 — Deutschordenshaus 31
 — Erker 30
 — Ferdinandeum, Grabkreuz (82)
 — — Schrank 78
 — — Mangelbrett 88
 — Gasthof z. Bären 40
 — — z. Eiche 31 (43)
 — Greilhaus 28
 — Goldenes Dachl 30
 — Hafnerwerkstätte 90
 — Handelsakademie 25
 — Haus Nr. 44, Theresienstr. 28 (41)
 — Herzog Friedrich-Straße 6 (6)
 — Hoffassade 34 (48)
 — Hofgartentor 67 (92)
 — Hungerburg 39 (59)
 — Hypothekenanstalt 25
- Innsbruck, kath. Kasino 28
 — Raugungshaus 31
 — Landeskulturratsgebäude 25
 — Landhaus 23 (35) (36)
 — Lauben 29
 — Maria Theresien-Straße 6, 7, 8 (9)
 — Orthopäd. Inst. 25
 — Palais Enzenberg 26
 — — Pfeifersberg 26
 — — Trapp 26
 — — Trautsonhaus 31
 — — Troyer-Spaur 26
 — Peterlongohaus 26
 — Polizeigebäude 25
 — protest. Kirche, ehemalige 34
 — Regierungsgebäude 23
 — Riegwerk 37
 — Sanatorium, Kettenbrücke 25
 — Schulen 25
 — Sonnenburger Gerichtsgebäude 22 (32)
 — Stadtbild 5
 — Stockerhaus 28
 — Taxispalais 26
 — Triumphpforte 14 (21)
 — Volkskunstmuseum 74, 77 (93) (96)
 (100) (101)
 — Zeughaus 37
 Iseltal, Tracht 73
 Jtter, Schloß 19 (28)
 Jöchl, Hans, Stegen 26
 — Matthias 26
- Kabinetttschrank 83
 Kalkern, Brunnen 16
 Kapellen 56, 63 (87) (88) (91)
 Keck, Schloffermeister (61)
 Keramik 29
 Kirchen 14
 Klausen, Stadtbrunnen 13 (18)
 Klöpfelnächte 69
 Klingler, Oberbaurat 25
 Kneißl, S. (99)

Kolonien 36
Kölberer, Jörg 21
Kommode 83
Kramsach, Wegkapelle 56 (88)
— Glashütte 89
Kriegserinnerungszeichen 55 (90)
Krippen 70
Kuffstein, Gußeiserner Brunnen 13
— Reformgymnasium 25
— Stadtbild 5
Kundner, Hafnerfamilie 90

Labn 43 45
Lana, Bauernhaus 48 (69)
— Schulhaus 49 (76)
Landeck, Urgerbrücke 62
Landler, Bauernhaus (62)
Landschaft 58
Langeswecken 70
Lafue, D., Professor 25 46
Lauben 29 48
Layen, Gerichtslinde (79)
Leiblfing, Gasthaus 39 (56)
Lechtal, Haus 46 (67)
Lienz, Vesperbild 80
Lutz, Hans 2

Mader, Herm. (100)
Mareit, Schloß 39 (57)
Matrei, Rathaus 25
— Schellenschlagen 8
— Schulhaus 49 (75)
Mayer, Ferdinand, Oberbaurat 37, 40
(77)
Menardi, Hans, Baurat 25, 50
— Amtsgebäude 24
Meran, Bauart 2
— Fürstenhaus, Ofen 89
— Lauben 29
— Pfarrkirche 10
— Pitschhaus 28
— Vintschgauerter 11 (15)
Mittenwalderbahn 64

München, Lauben 29
— Palais Preysing 23
— Stirnmauern 26

Neumarkt 29, 48
Neustift 18 (29)
Nißl, Franz 70
Nonstal 89
Nürnberg, Germ. Museum 78 (95)

Oberdeutsches Haus 42
Oberinntal, Bauernmöbel 86 (101)
— Haus 44, 45 (65)
Obernberg, Kirche 14
Öffentliche Gebäude 21
Ofen 89 (103) (104)
Ögtal, Tracht 72
— Bauernmöbel 85 (102)

Pacher, M. 63
Palmsonntag 69
Pappeln 59
Paulmichl, R., Prof. 50
Passeier, Haarstecher 90
Payer, Artur, Prof. 25
Penz, Bildhauer 56 (90)
Perotti 22
Pfetten 43, 46
Piansbrücke 62
Pichler, A. 75
Piettschdorfer, Paul 89
Pitsch, Urban 28
Portale 31 (43) (44)
Pradl, Brunnen 13 (20)
Prag, Lauben 29
Pretttau, Spigenflöppelei 90
Pustertal, Fürtuchklemmer 90
— Hausform 47 (68)
— Wickteppiche 90

Radinger, Dr. Karl 77
Rattenberg, Glaserzeugung 89
— Stadtplatz 11 (7)
Regotifizierung 15

- Reihendorf 41
 Reklame 14, 60
 Rent, A. 75
 Ritten 35, 60
 Rudorff, Prof. 2
 Ruinen 19
- Saeben, Kloster 18 (27)
 Sagen 74
 Saltner 72
 Sankt Christoph, Arlberg 39 (58)
 — Johann in Münster 87
 — Magdalena bei Bozen 14
 — Michael, Wendelstein (72)
 — Sigmund, Wirkteppiche 90
 — Ulrich, Friedhof (80)
 Sarntal, Haarlangläuten 70
 — Klöpfelnächte 69
 — Tracht 72
 — Truhe 87
 Sartori, Joh. Ant., Baumeister 18
 Schemenlaufen 70
 Schilderhauschränke 76
 Schmiedeiserne Kreuze 54 (82) (84) (85)
 Schönherr 75
 Schönberg, Gasthaus 38 (55)
 Schrank 76, 78
 Schreibtiſche 83, 84
 Schulhäuser 49 (74) (75) (76)
 Schulze-Naumburg 2, 65
 Schwaz, Bergmannsbrunnen 13
 — Fuggerhaus 34
 — Gußeisenbrunnen 13
 — Hof 33
 — Palais Enzenberg 26
 — Pfarrkirche 10
 — Stadtbild 5 (1)
 Sehrig, D., Architekt (74)
 Seis am Schlern 14
 Semper, Gottfried 50
 Serten (68)
 Sfruz, Nonstal, Majoliken 89
- Simbriger, Dr., E. 21
 Sitzmöbel 79
 Sonnwendſcheiben 71
 Spaur, Joh., Fürſtbiſchof 89
 Staatsgebäude 20
 Stadthäuser 25
 Ständerbau 44
 Stafetenzäume 66
 Stams, Kloster 18, 59
 Stegen, Friedhof 52 (78)
 Stephansbrücke 62
 Sterzing, Beinarbeiten 90
 — Erker 29
 — Föchlſturm 26 (39)
 — Lauben 29
 — Rathaus 21 (30)
 — Schränke 78
 — Wegſäule 63
 — Zwölferturm 11 (40)
 Steub, Ludw. 32
 Stifte 17
 Stirnmauern 27 (53)
 Straßen u. Plätze 6 ff.
- Taſchenlehen 35 (96)
 Telfs (65)
 Thierſch 3
 Ticol, Schloß, Ofen 89
 Toblach, Ortsbild 5 (2) (3)
 — Trachten 72 ff.
 — Totenkapellen 55
 Tramin, Märkte 48
 — Turm 85
 Trapp, Graf 26 (96)
 Traßberg, Schrank 79
 — Waſchkäſten 79
 Tür, gedoppelt 43
- Ubereiſch 48 (72)
 Unterimtal, Bauernmöbel 86
 — Haus 42 (62) (63)
 — Klöpfelnächte 69
 — Tracht 73

- Unterkunftshütten 61
 Urgerbrücke 62
 Velthurns, Ofen 89
 Villa 34 (49) (50) (51) (73)
 Benedig, Pal. Bendramin 1
 Vinazzer, Martin 88
 Vintschgau, Grätzziehen 70
 — Sonnwendscheibenwerfen 71
 Vittrinen 85
 Volbers, Kloster 18 (24) (25)
 Volksleben 68 ff.
 Wagner, David 26
 — Schuldirektor (97)
 Walch, Maler 75
 Walm 47
 Wattens, Zopfkreuz 85
 Wegsäulen 63
 Weingartner, Dr. Probst 29
 Wendelstein 48 (72)
 Wennis, altes Gerichtsgebäude (66)
 Wien, Sammlung Figdor 77, 78, 80, 82
 Wiesenberg, F., Architekt 25, 50
 Wilmington, D. 6 (5)
 Wilten, Kloster 17 (23)
 Windlade 43, 46
 Wipptal, Tracht 73
 Wirtshäuser 37
 Wirtshauschilder 40 (61)
 Wolfenstein, Graf Engelhard Theodor 20
 Wopfner, Dr. Prof. 46
 Zillertal Bauernmöbel 85 (101 d) (102)
 — Fajchingersreiten 70
 — Tracht 73
 Zingerle, Ignaz v. 74
 Zirl, Brunnen 13
 Zürich, Museum 77

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Die Stadt Schwaz.
2. Alttoblach, ein malerisches Ortsbild.
3. Gegenbeispiel: Neutoblach, eintönig und reizlos.
4. Gegenbeispiel: Eine Bahnhofstraße in Tirol.
5. Gegenbeispiel: Auch eine Bahnstraße.
6. Innsbruck, Herzog Friedrich-Straße.
7. Rattenburg, Stadtplatz.
8. Ein langweiliges modernes Straßenbild aus Innsbruck.
9. Maria Theresien-Straße in Innsbruck.
10. Beispiel: Domplatz in Brigen. Gute Platzanlage.
11. Beispiel: Blick auf die Vorbauten der Pfarrkirche und Rathhaus in Hall.
12. Beispiel: Obstplatz in Bozen.
13. Beispiel: Burggraben in Innsbruck. Schönes geschlossenes Architekturbild.
14. Brigen: Das Sonnentor nach dem Umbau.
15. Meran: Bintschgauer Tor nach dem Umbau.
16. Das Städtchen Glurns mit seinen Ringmauern und Tortürmen.
17. Der Münzerturm in Hall, ein selten schönes Architekturbild.
18. Beispiel: Stadtbrunnen in Klausen.
19. Gegenbeispiel: Ein Brunnen aus dem Jahre 1914 in Tirol. Klobig und geschmacklos.
20. Beispiel: Schöner neuer Dorfbrunnen in Pradl bei Innsbruck.
21. Die Wirkung der Triumphpforte in Innsbruck geschädigt durch Reklame.
22. Stift Gries bei Bozen.
23. Das Kloster Wilten.
24. Beispiel: Servitenkloster in Bolzers. Einfacher Bau mit guten Verhältnissen.
25. Gegenbeispiel: Neuer Klosterbau. Architekturtonisch verunglückt.
26. Neustift bei Brigen a. E.
27. Klausen mit Kloster Saeben.
28. Gegenbeispiel: Schloß Itter; ein modernes Phantasiaegebilde.
29. Die Fischburg in Gröden. Der Bau zeigt die ursprüngliche Anlage unverändert.
30. Das Rathhaus in Sterzing.
31. Das ehemalige landesfürstliche Amtshaus in Bozen.
32. Sonnenburger Gerichtsgebäude in Innsbruck.
33. Das Merkantilgebäude in Bozen, der einzige italienische Palazzo in Deutschtirol.
34. Brigen. Fürstbischöfliche Burg, Arkadenhof.
35. Das Landhaus in der alten schlichten Umgebung; der Bau wird hiedurch in seiner Wirkung gehoben.
36. Das Landhaus, durch den neuen Ecbau in seiner Wirkung beeinträchtigt.
37. Das neue Rathhaus in Bozen von Prof. C. Hocheder, München.
38. Das Postgebäude in Hall von Prof. Dr. Th. Fischer, München.
39. Sterzing, Jöchlsturn.
40. Hauptstraße in Sterzing mit Stadtturm.
41. Haus in der Maria Theresien-Straße in Innsbruck.
42. Gegenbeispiele: Moderne Bauten in der Maria Theresien-Straße in Innsbruck, welche nicht in das Straßenbild passen.
43. Innsbruck: Portal am Gasthose „Zur Eiche“ in Innsbruck. Übergang von der Gotik zur Renaissance.
44. Bozen: Portal im Zopfstil.
45. Beispiel: Altes Bürgerhaus in Brigen, welches im letzten Jahrzehnt abgerissen wurde.
46. Gegenbeispiel: Neubau an Stelle des Hauses Abb. 45.
47. Gegenbeispiel: Hoffassaden in Innsbruck.
48. Beispiel eines einfach und schön gestalteten Hofes in Schwaz.
49. Gegenbeispiel einer Villa aus Nordtirol; ein Bauungeheuer.
50. Beispiel: Alter, anheimelnder Anst. in Hötting.
51. Beispiel: Landhaus Steurer in Hötting. Arch. Griffemann, Innsbruck.
52. Beispiel: Die sogenannten Salzstäbel in Hall.
53. Beispiel: Das alte Café Bircher in der Laubengasse in Brigen.
54. Gegenbeispiel: Neues Hotel in der Laubengasse in Brigen.
55. Beispiel: Gasthaus am Schönberg.
56. Beispiel: Gasthaus bei Leibfing, Oberinntal.
57. Schloß Wolfsturn in Mareit.
58. Beispiel: Das alte Hospiz St. Christoph am Arlberg.
59. Gegenbeispiel: Modernes Hotel; unruhig und unpraktisch.
60. Beispiel: Der Stallerhof bei Bozen. Arch. M. Amonn, Bozen.
61. Beispiel: Schönes modernes

Wirtshauschild von Schloffermeister Redl in Schwaz. 62. Unterinntaler Bauernhaus aus Landl. 63. Gegenbeispiel: Modernes Bauernhaus im Inntal. Der malerische Reiz fehlt. 64. Halbhaus in Argans. 65. Beispiel: Oberinntaler Haus in Telfs mit schönem Ständergiebel, links Gegenbeispiel mit ganz verunglückter moderner Eckbekrönung. 66. Das sogenannte alte Gerichtsgebäude in Wemms. 67. Haus in Häselgahr, Lechtal. 68. Haus in Sexten. 69. Bauernhaus in Lana. 70. Beispiel: Blick auf die Höttinger Kirche. 71. Gegenbeispiel zu Abb. 70. Dasselbe Bild heute. 72. Ansicht Wendelstein in St. Michael (Überetsch). 73. Gegenbeispiel: Haus in einem Inntaler Dorfe, ein Zinskasten am Lande. 74. Das Schulhaus in Barwies. Von Oberbaurat D. Sehrig. 75. Schulhaus in Matrei. Von Baurat S. Menardi. 76. Schulhaus in Lana von der Nordseite. Von Prof. Dr. Th. Fischer, München. 77. Automobilwerkstätte in Innsbruck. Arch. Oberbaurat Ferd. Mayer, Innsbruck. 78. Beispiel: Alte malerische Friedhofanlage in Stegen, Pustertal. 79. Gerichtslinde beim Ingramhof in Lagen, Südtirol. 80. Beispiel: Alter Friedhof in St. Ulrich (Gröden) mit Eisenkreuzen und malerischer Kapelle. 81. Gegenbeispiel: Moderner Friedhof mit schablonenhaften Denkmälern und geschmackloser Kapelle. 82. Grabkreuz im Renaissancecharakter aus der Sammlung des Museum Ferdinandeum in Innsbruck (um 1700). 83. Beispiel: Neues bemaltes Holzkreuz. Entwurf von † Maler Desilvestro. 84 und 85. Kokoskruz in Grins; Jopfkruz in Wattens. 86. Beispiel: Gotische Steinbrücke in Grins, Oberinntal. 87. Gegenbeispiel: Ein verunglücktes Kriegerdenkmal. 88. Beispiel: Eine schöne alte Kapelle bei Kramsach. 89. Charakteristisches Südtiroler Bildstöckl bei Bruned. 90. Beispiel guter Aufstellung eines Denkmals. Der Trudensberger von † Bildhauer Penz in Schwaz. 91. Wegkapelle in Hall. 92. Lochhäuschen und Zinnenmauer in Klausen. 93. Schrank mit Satteldach. (Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck). 94. a) Gotische Sitztruhe (15. Jahrhundert), b) Südtiroler Renaissancetruhe (um 1600), c) Gotische Truhe mit Spitzbogen (15. Jahrhundert), d) Renaissancetruhe mit Einlegearbeit (Ende des 16. Jahrhunderts). 95. Spätgotischer Schrank (um 1500), (Germanisches Museum, Nürnberg). 96. a) Hochrenaissance-Schrank von 1559 mit Wappen der Annenberger (Tiroler Volkskunstmuseum), b) Renaissance-Schrank aus Taschenlehen bei Hall (Ende des 16. Jahrhunderts), Besitz: Graf Gotthard Trapp, Innsbruck. c) Frühbarock aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, Besitz: Graf Gotthard Trapp, Innsbruck. d) Kredenz der Spätrenaissance (gegen Mitte des 17. Jahrhunderts). Aus dem Haller Damenstift. Besitz: v. Feistenberger in Hall. 97. a) Barockschrank (um 1700). Besitz: Gedeon v. Hübler, Innsbruck. b) Prachtuhr im Laub- und Bandwerkstil (1720—1730), (Haller Damenstift), c) Kokoskabinettschrank (um 1780). Besitz: Schuldirektor Wagner, Ruffstein. 98. Spätrokoko-Schrank (um 1770). 99. a) Schrank in einer Art Tiroler Louis XVI. mit barocken Grundformen (Ende des 18. Jahrhunderts). Besitz: S. Kneißl, Innsbruck. b) Eßglaschrank. Übergang vom Louis XVI. zum Biedermeierstil (um 1800). Besitz: Gedeon v. Hübler, Innsbruck. c) Bettstelle im Biedermeierstil (um 1800). Besitz: Dr. med. D. Greipel, Innsbruck. 100. Biedermeiermöbel von J. N. Geyer in Innsbruck (1837, 1838). Aus: „Zur Geschichte des Biedermeierstils“ von A. Schestag, Kunst und Kunsthandwerk 1903, S. 263 ff. 101. a) Oberinntaler Truhe im Übergangstil (16. bis 17. Jahrhundert). Tiroler Volkskunstmuseum, b) Oberinntaler Truhe, geschnitzt, unbemalt (1673). Tiroler Volkskunstmuseum, c) Alpbacher Truhe mit daraufgestelltem Kästchen (Mitte des 18. Jahrhunderts). Tiroler Volkskunstmuseum, d) Zillertaler Truhe (1775). Besitz: Dr. med. Hermann Wader, Innsbruck. 102. Oben: Ötztaler Truhe, gotisierend (um 1600). Links unten: Alpbacher Kasten (1765). Rechts unten: Zillertaler Kasten (1788). Alle drei Stücke im Tiroler Volkskunstmuseum. 103. Brigen, Ofen. 104. Klausen, Oriesbruck, Ofen.

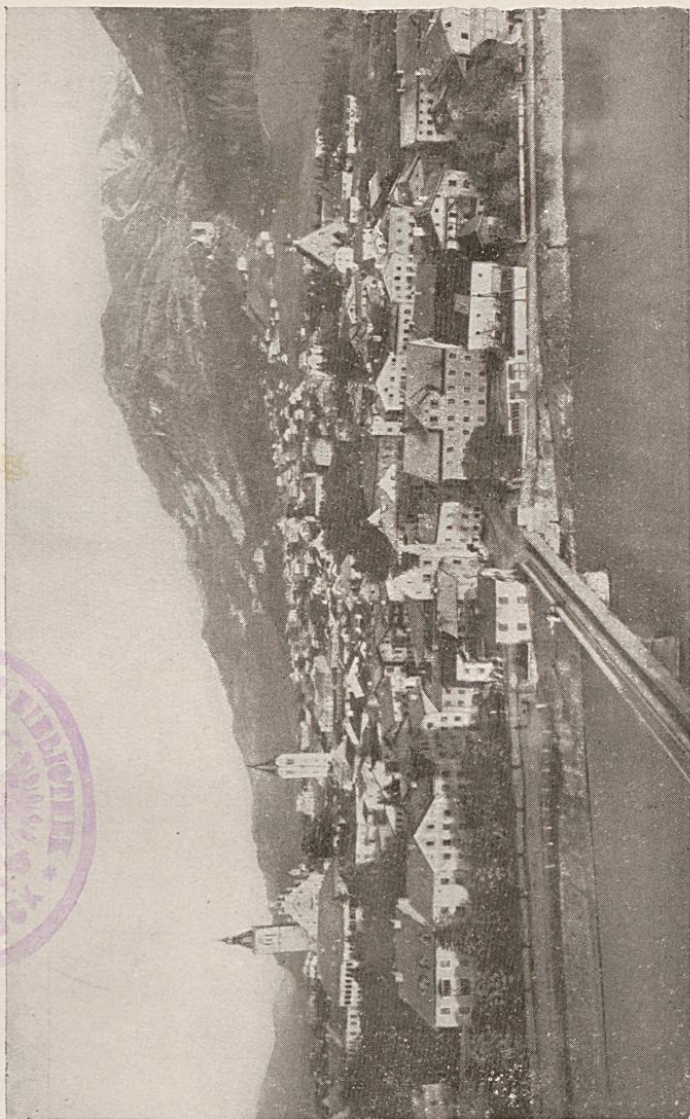


Abb. 1. Die Stadt Schwyz.



Abb. 2. Alttoblach, ein malerisches Ortsbild.

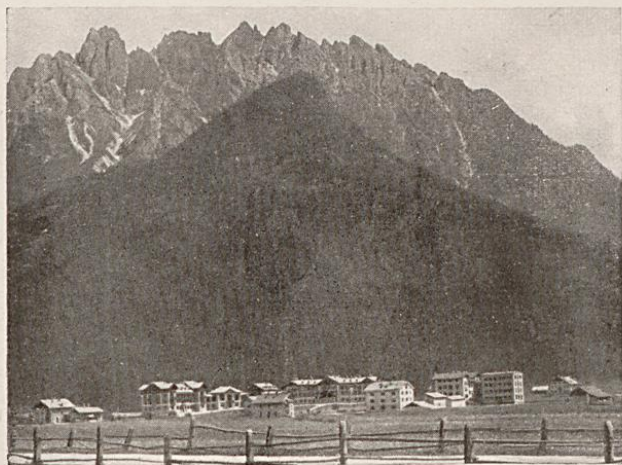


Abb. 3. Gegenbeispiel: Neutoblach, eintönig und reizlos.



Abb. 4. Gegenbeispiel: Eine Bahnhofstraße in Tirol.



Abb. 5. Gegenbeispiel: Auch eine Bahnstraße.

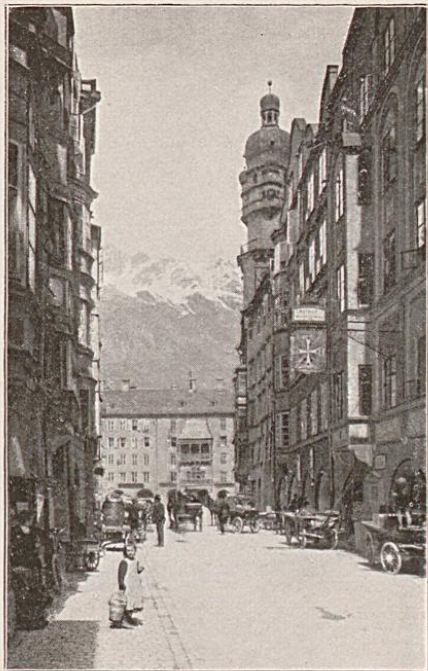


Abb. 6. Innsbruck, Herzog Friedrich-Strasse.



Abb. 7. Rattenburg, Stadtplatz.



Abb. 8. Ein langweiliges modernes Straßenbild aus Innsbruck.



Abb. 9. Maria Theresien-Straße in Innsbruck.

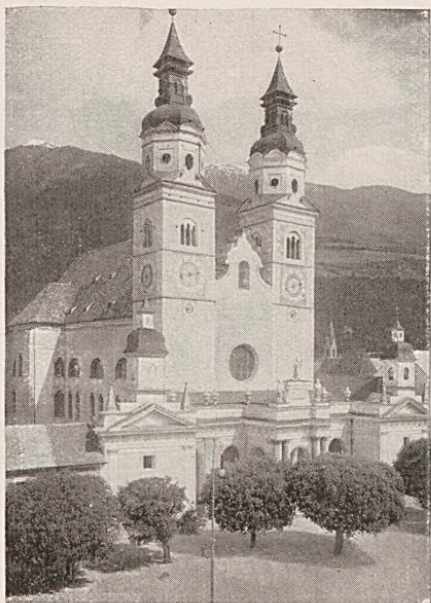


Abb. 10. Beispiel: Domplatz in Brigen. Gute Platzanlage.

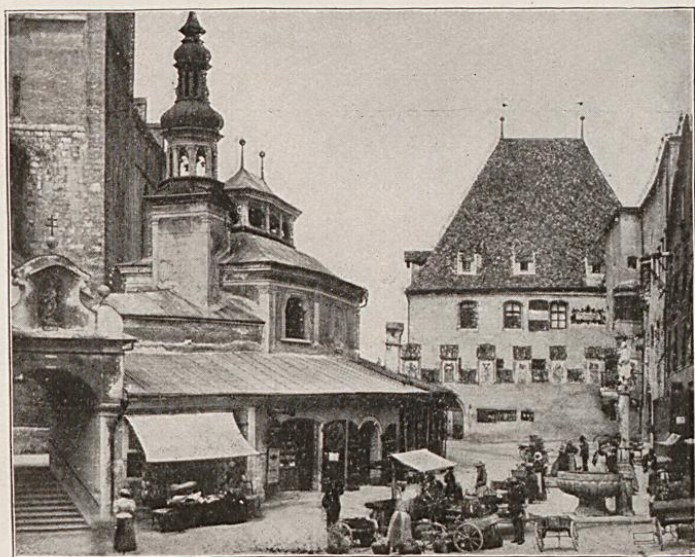


Abb. 11. Beispiel: Blick auf die Vorbauten der Pfarrkirche und Rathaus in Hall.



Abb. 12. Beispiel: Obstplatz in Bozen.



Abb. 13. Beispiel: Burggraben in Innsbruck.
Schönes geschlossenes Architekturbild.



Abb. 14. Brigen: Des Sennentor nach dem Umbau.



Abb. 15. Meran: Vintschgauer Tor nach dem Umbau.

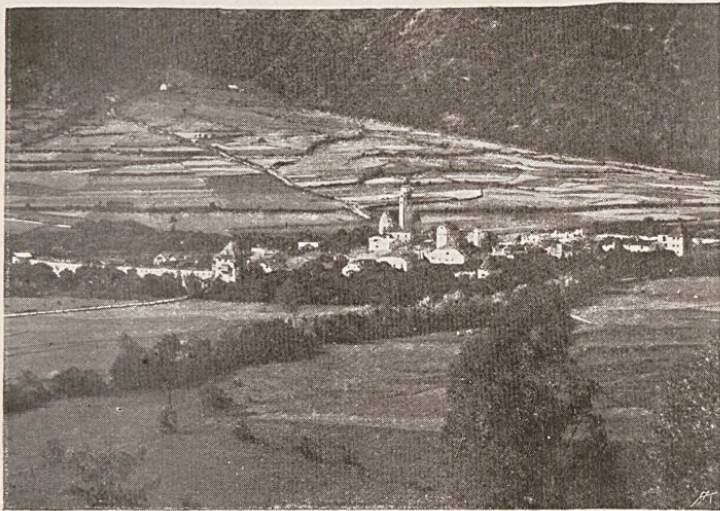


Abb. 16. Das Städtchen Glurns mit seinen Ringmauern und Tortürmen.



Abb. 17. Der Münzerturm in Hall, ein selten schönes Architekturbild.



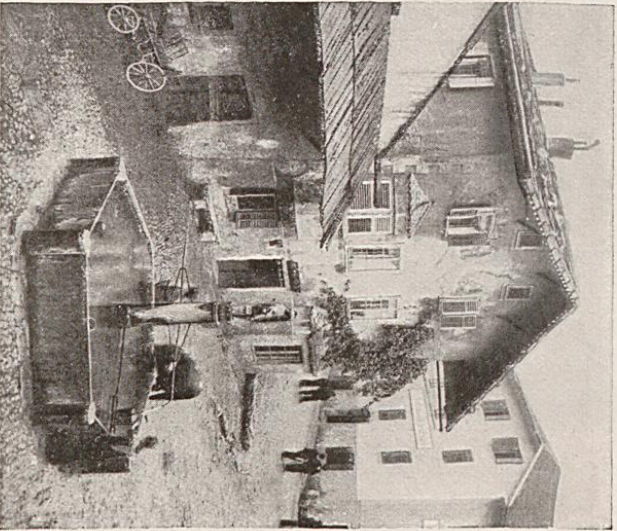


Abb. 18. Beispiel: Stadtkrummen in Slaufen.

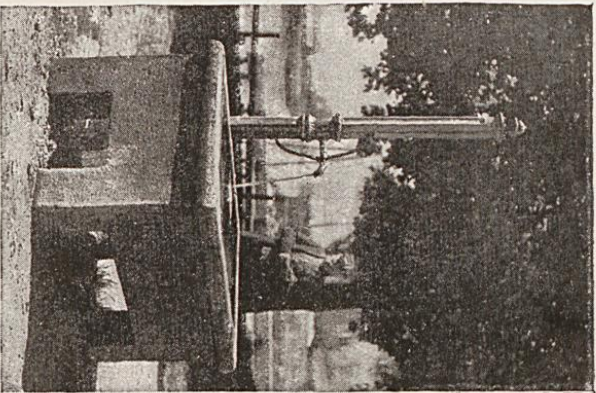


Abb. 19. Gegenbeispiel: Ein Brunnen aus dem Jahre 1914 in Ströb. Röhlig und gefösmactlos.



Abb. 20. Beispiel: Schöner neuer Dorfbrunnen in Pradl bei Innsbruck.



Abb. 21. Die Wirkung der Triumphpforte in Innsbruck geschädigt durch Reklame.



Abb. 22. Stift Gries bei Bozen.



Abb. 23. Das Kloster Wilten.



Abb. 24. Beispiel: Servitenkloster in Bolters.
Einfacher Bau mit guten Verhältnissen.

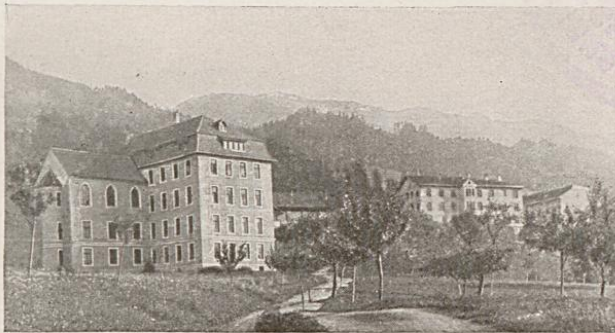


Abb. 25. Gegenbeispiel: Neuer Klosterbau. Architektonisch verunglückt.

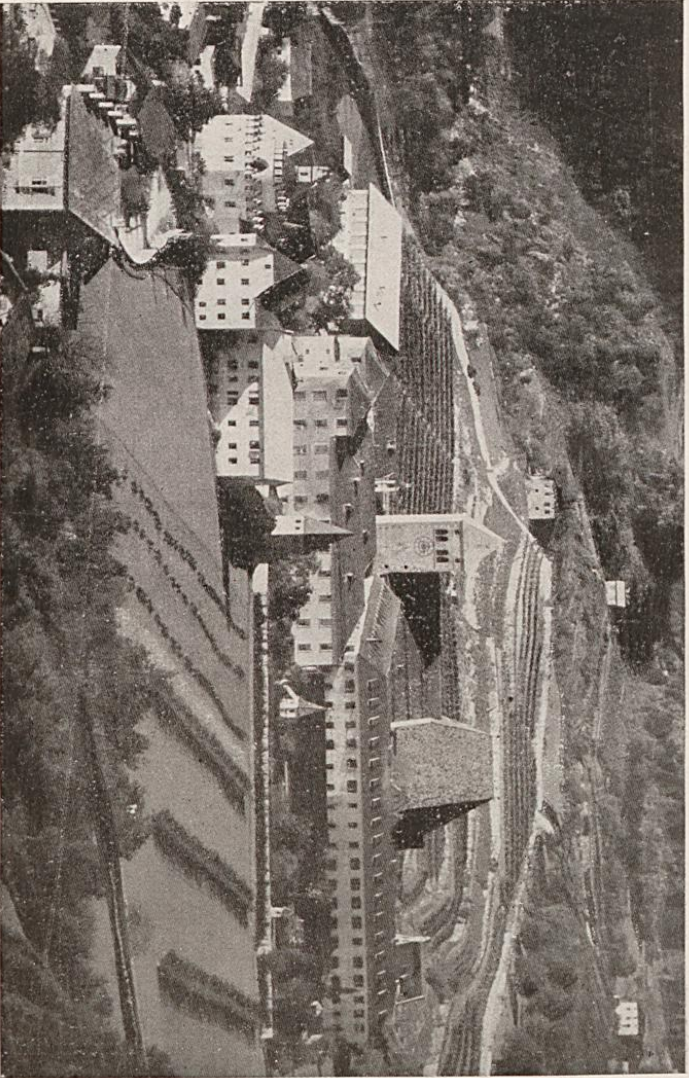


Abb. 26. Steinfitt bei Strigen a. C.

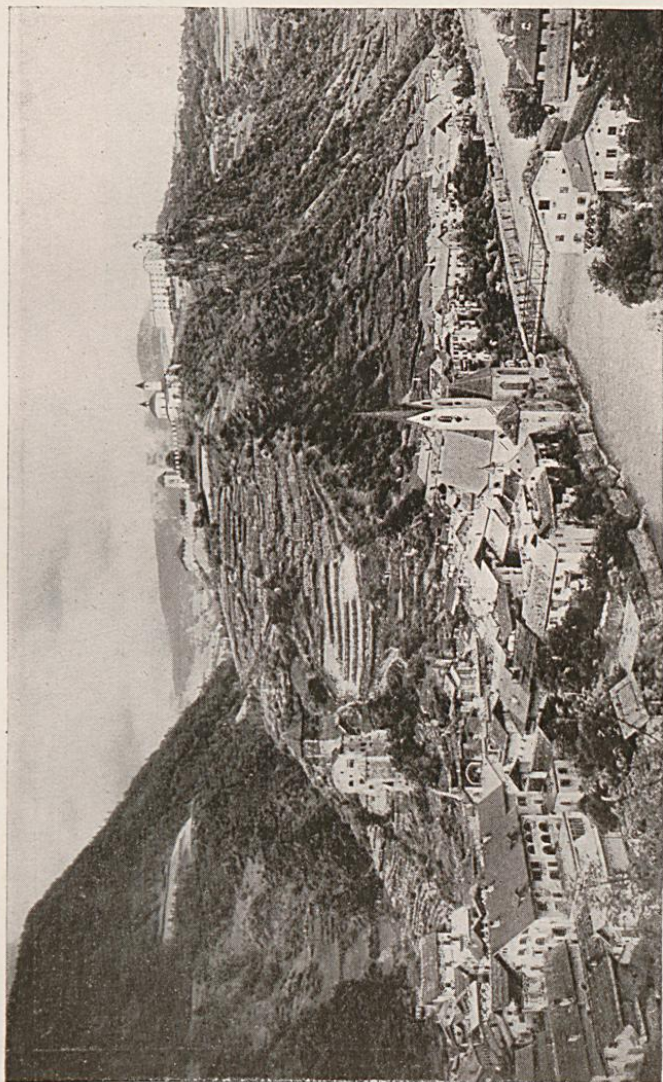


Abb. 27. Kaufen mit Kloster Säben.



Abb. 28. Gegenbeispiel: Schloß Itter;
ein modernes Phantastiegebilde.



Abb. 29. Die Fischburg in Gröden.
Der Bau zeigt die ursprüngliche Anlage um erändert.

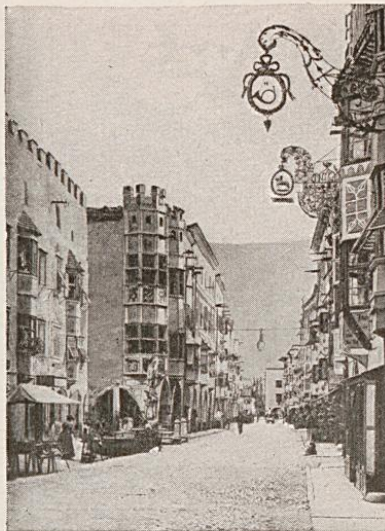


Abb. 30. Das Rathaus in Sterzing.



Abb. 31. Das ehemalige Landesfürstliche Amtshaus in Bozen.





Abb. 32. Sonnenburger Gerichtsgebäude in Innsbruck.



Abb. 33. Das Merkantilgebäude in Bozen,
der einzige italienische Palazzo in Deutschtirol.

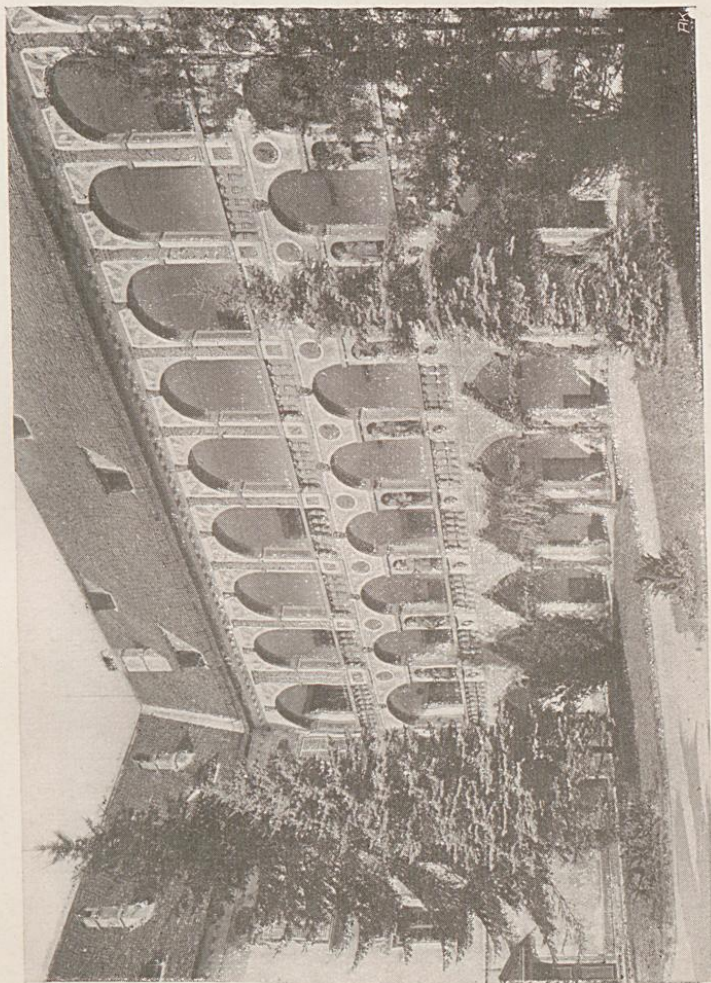


Abb. 34. Brno. Fürstlichböhmische_Burg, Arkadenhof.



Abb. 35. Das Landhaus in der alten schlichten Umgebung; der Bau wird hiedurch in seiner Wirkung gehoben.



Abb. 36. Das Landhaus, durch den neuen Gebau in seiner Wirkung beeinträchtigt.



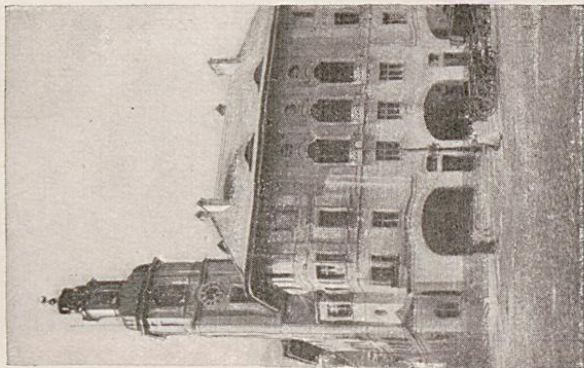


Abb. 37. Das neue Rathaus in Bozen
von Prof. C. Hoescheder, München.

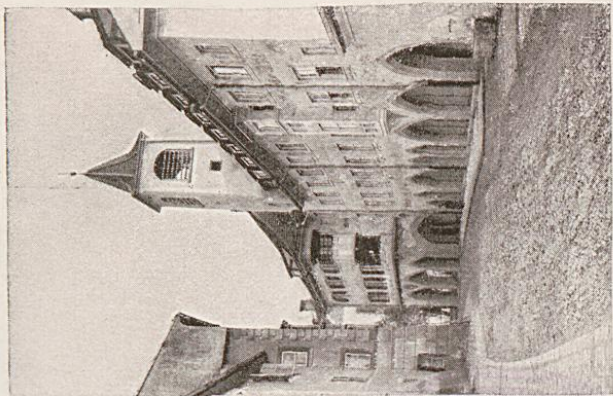
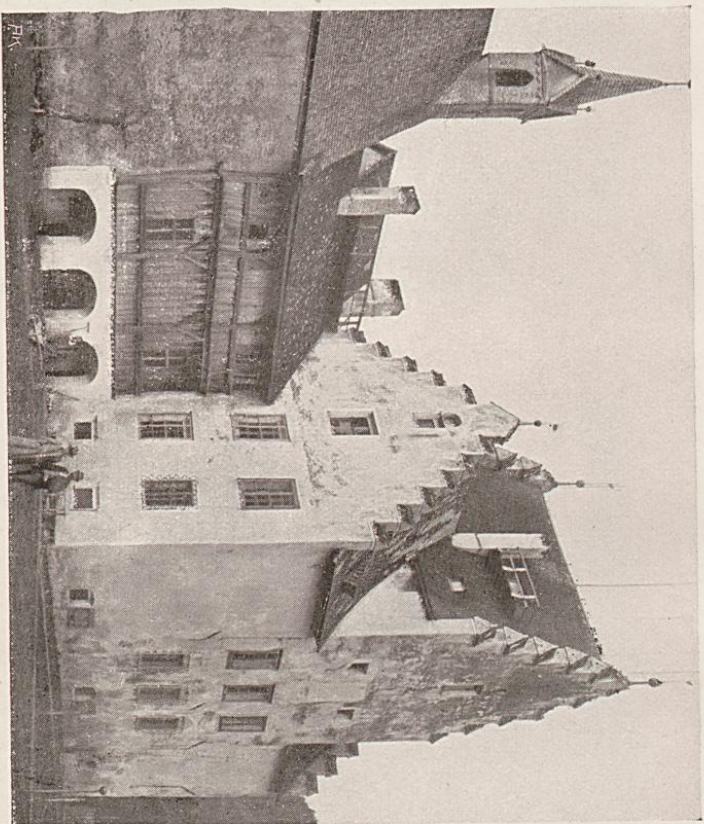


Abb. 38. Das Postgebäude in Hall
von Prof. Dr. Th. Fischer, München.



216. 39. Sterzing, Südtirol.

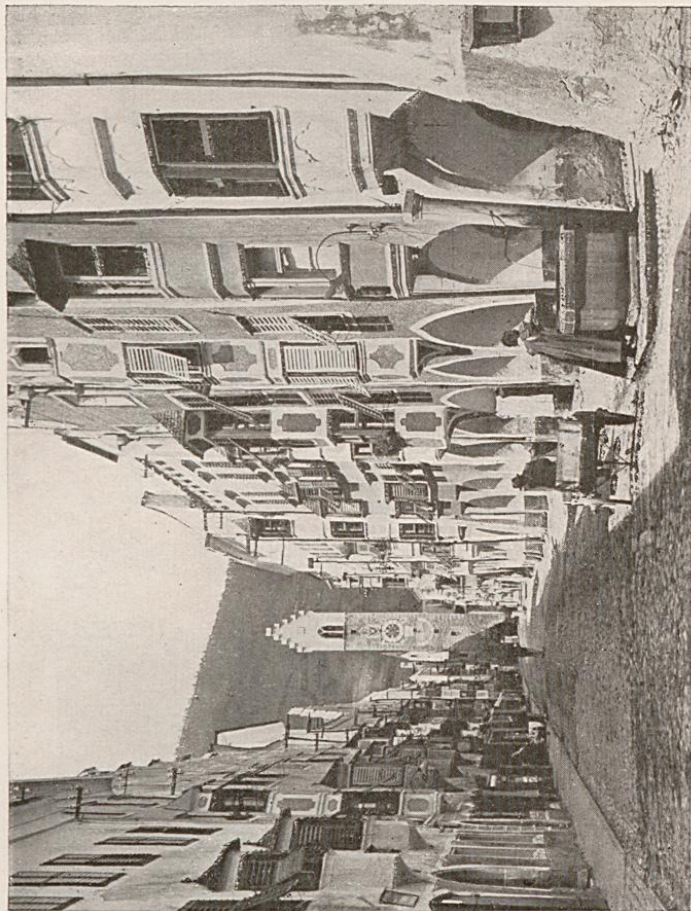


Abb. 40. Hauptstraße in Sterzing mit Stadtturm.



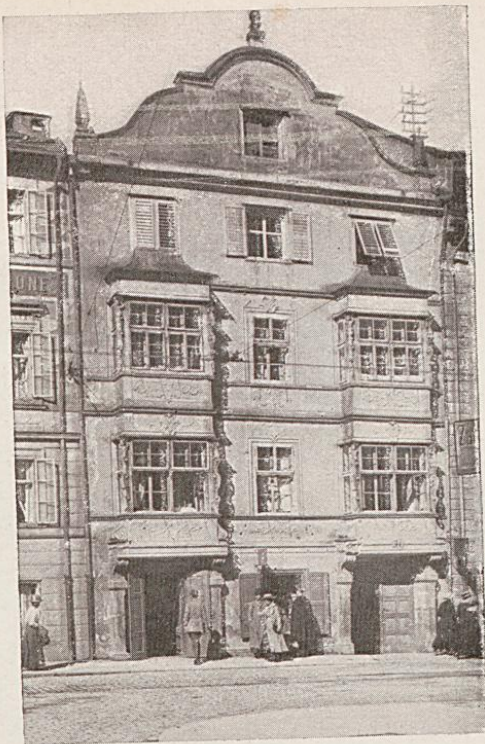


Abb. 41. Haus in der Maria Theresien-Straße in Innsbruck.



Abb. 42. Gegenbeispiele: Moderne Bauten in der Maria Theresien-Straße in Innsbruck, welche nicht in das Straßenbild passen.



Abb. 43. Innsbruck: Portal am Gasthofs „Zur Eiche“ in Innsbruck.
Übergang von der Gotik zur Renaissance.



Abb. 44. Bozen: Portal im Zopfstil.



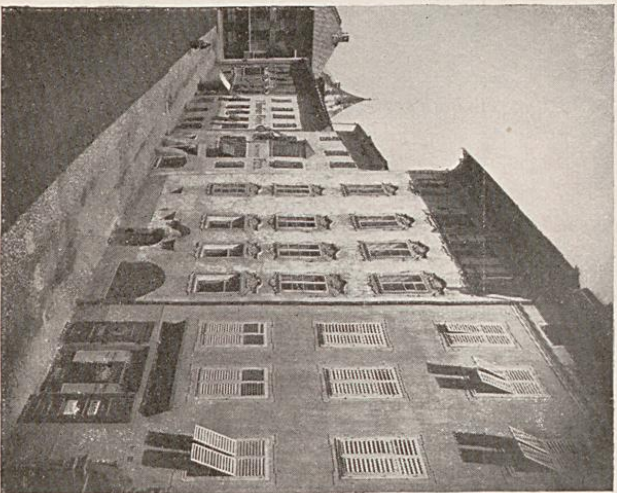


Abb. 45. Beispiel: Altes Bürgerhaus in Strien, welches im letzten Jahrzehnt abgerissen wurde.

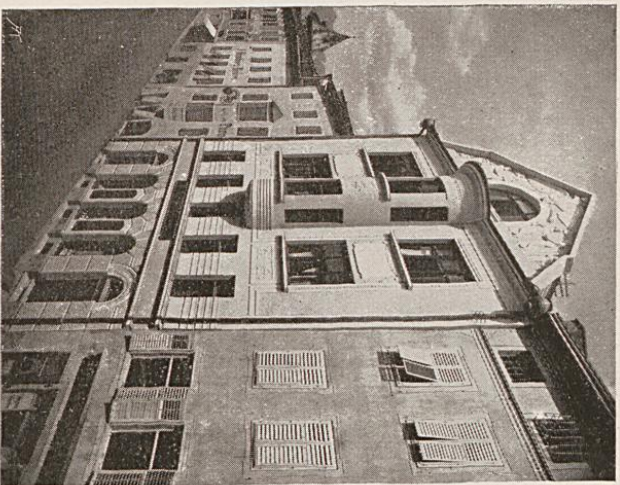


Abb. 46. Gegenbeispiel: Neubau an Stelle des
 Hauses Abb. 45.



Abb. 47. Gegenbeispiel: Soffaläden in Innsbruck.

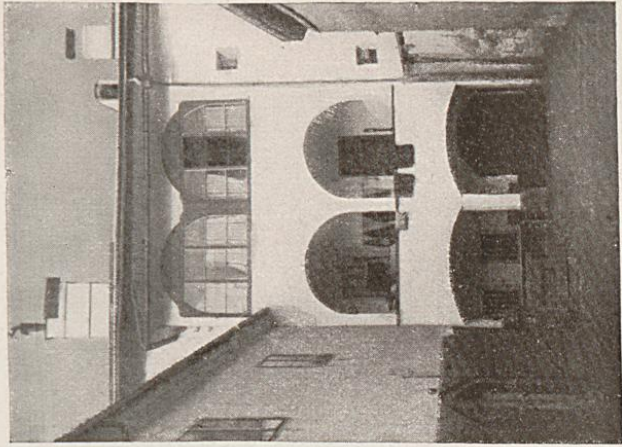


Abb. 48. Beispiel eines einfach und schön gestalteten Hofes in Schwaz.

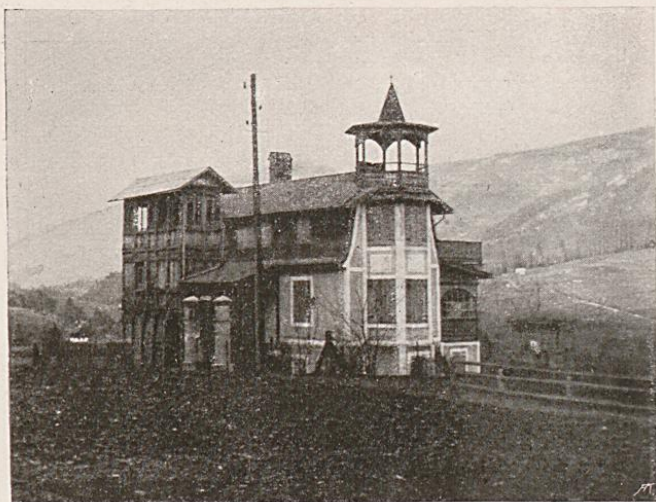


Abb. 49. Gegenbeispiel einer Villa aus Nordtirol; ein Bauungeheuer.



Abb. 50. Beispiel: Alter, anheimelnder Anitz in Sötling.





Abb. 51. Beispiel: Landhaus Steurer in Hötting.
Arch. Griffemann, Innsbruck.



Abb. 52. Beispiel: Die sogenannten Salzstadel in Hall.



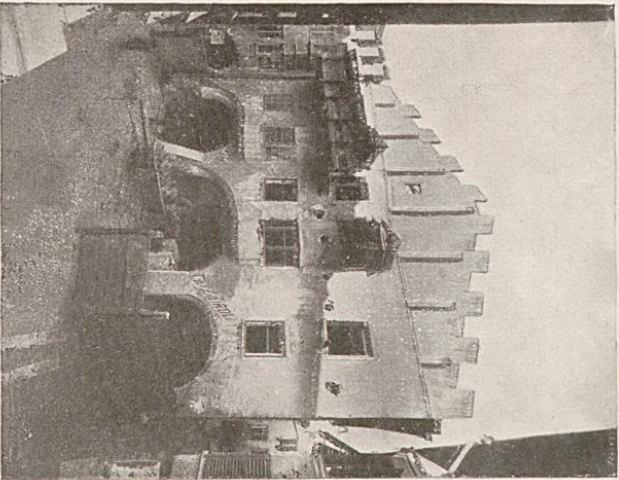


Abb. 53. Beispiel: Das alte Café Fischer in der
Zaubergasse in Strijen.

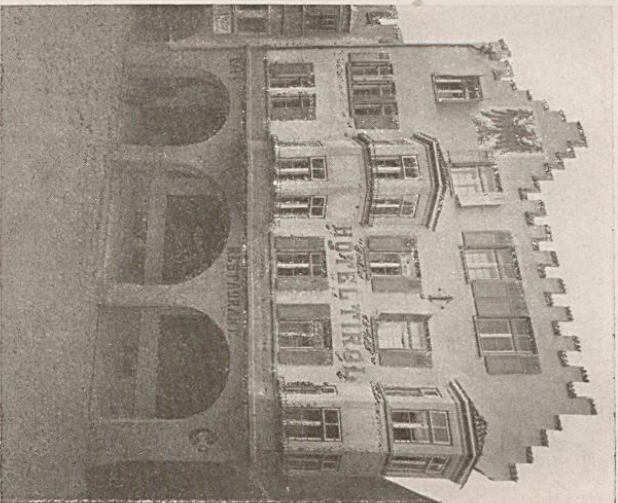


Abb. 54. Gegenbeispiel: Neues Sotel in der
Zaubergasse in Strijen.



Abb. 55. Beispiel: Gasthaus am Schönberg.



Abb. 56. Beispiel: Gasthaus bei Leibfing, Oberinntal.

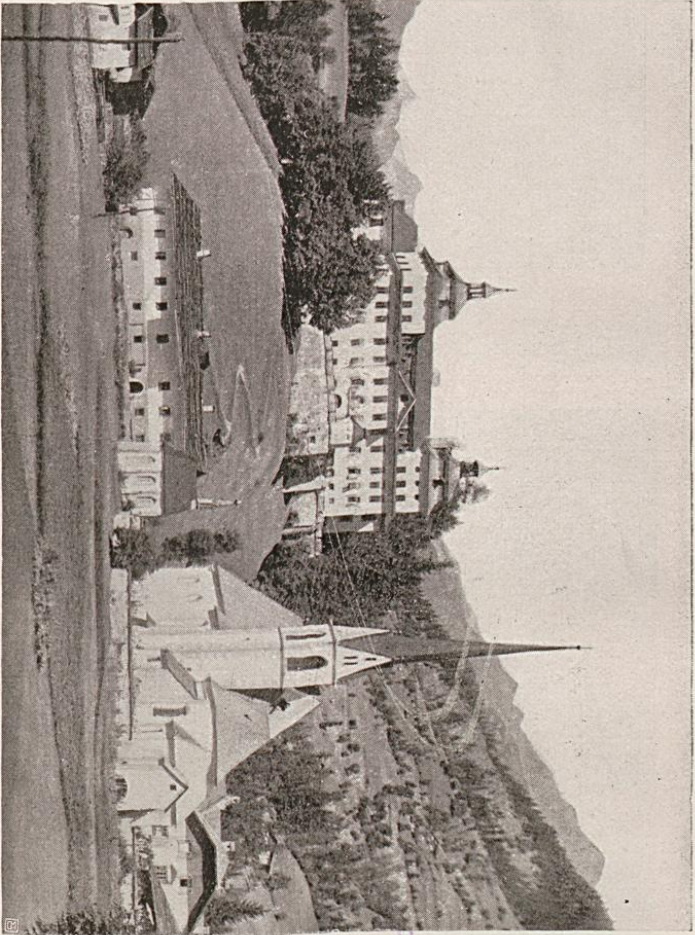


Abb. 57. Schloss Wolfssturm in Mareti.



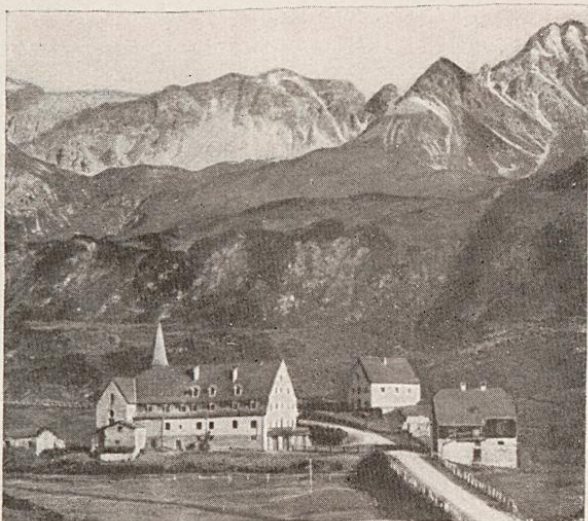


Abb. 58. Beispiel: Das alte Hospiz St. Christoph am Arlberg.]



Abb. 59. Gegenbeispiel: Modernes Hotel; unruhig und unpraktisch.



Abb. 60. Beispiel: Der Stallerhof bei Bozen. Arch. M. Amonn, Bozen.

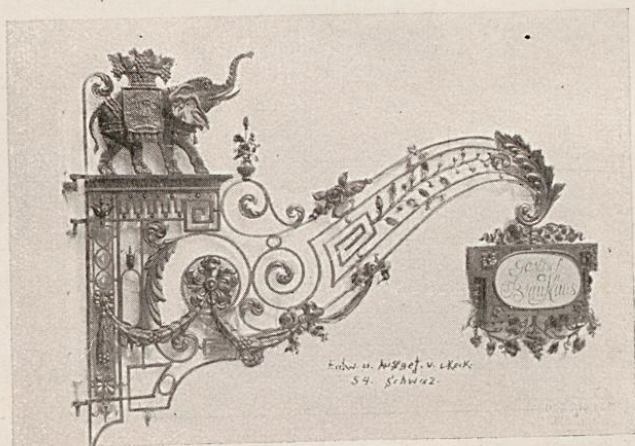


Abb. 61. Beispiel: Schönes modernes Wirtshauschild von Schlossermeister Reck in Schwaz.



Abb. 62. Unterinntaler Bauernhaus aus Landl.



Abb. 63. Gegenbeispiel: Modernes Bauernhaus im Inntal.
Der malerische Reiz fehlt.



Abb. 64. Halbhaus in Igams.



Abb. 65. Beispiel: Oberinntaler Haus in Telfs mit schönem Ständergiebel,
links Gegenbeispiel mit ganz verunglückter moderner Eckbekrönung.



Abb. 66. Das sogenannte alte Gerichtsgebäude in Wems.



Abb. 67. Haus in Häfelgahr, Lechtal.



Abb. 68. Haus in Sexten.



Abb. 69. Bauernhaus in Lana.

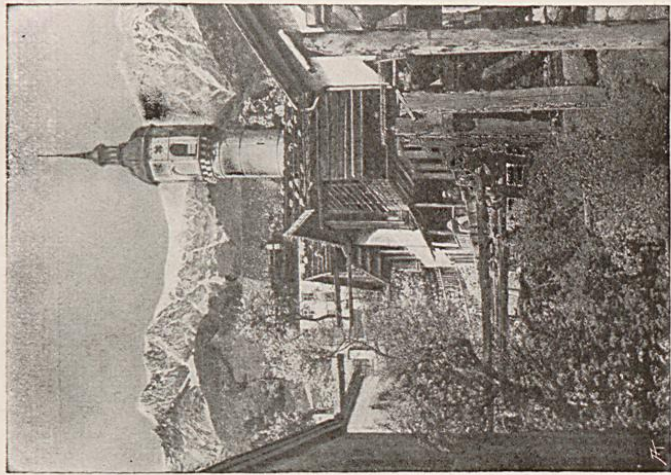


Abb. 70. Beispiel: Blick auf die Söttinger Kirche.

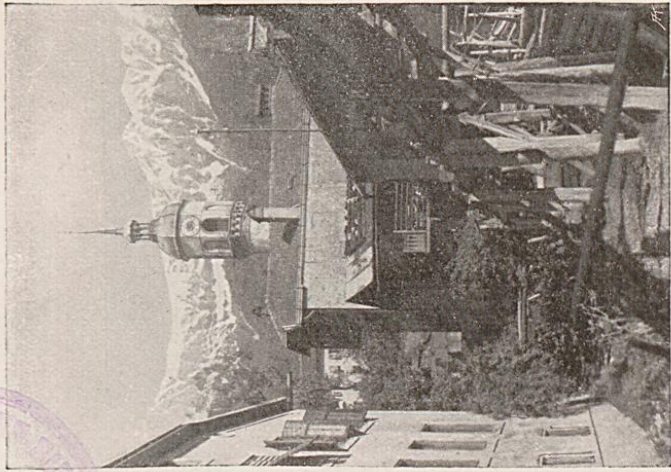


Abb. 71. Gegenbeispiel zu Abb. 70: Dasselbe Bild heute.





Abb. 72. Anfsitz Wendelstein in St. Michael (Überetsch).



Abb. 73. Gegenbeispiel: Haus in einem Juntaler Dorfe, ein Zinskasten am Lande.



Abb. 74. Das Schulhaus in Barwies. Von Oberbaurat O. Gehrig.



Abb. 75. Schulhaus in Matri. Von Baurat S. Menardi.



Abb. 76. Schulhaus in Lana von der Nordseite.
Von Prof. Dr. Th. Fischer, München.

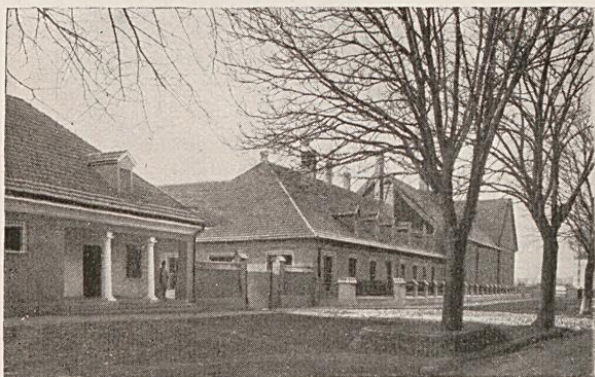


Abb. 77. Automobilwerkstätte in Innsbruck.
Arch. Oberbaurat Ferd. Mayer, Innsbruck.



Abb. 78. Beispiel: Alte malerische Friedhofsanlage in Stegen, Pustertal.

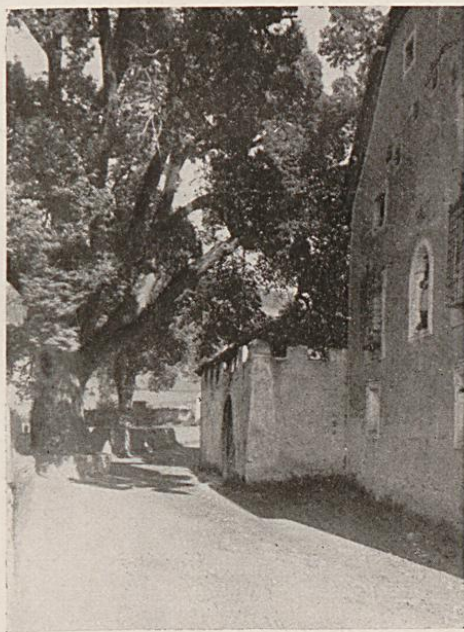


Abb. 79. Gerichtslinde beim Ingramhof in Lagen, Südtirol.



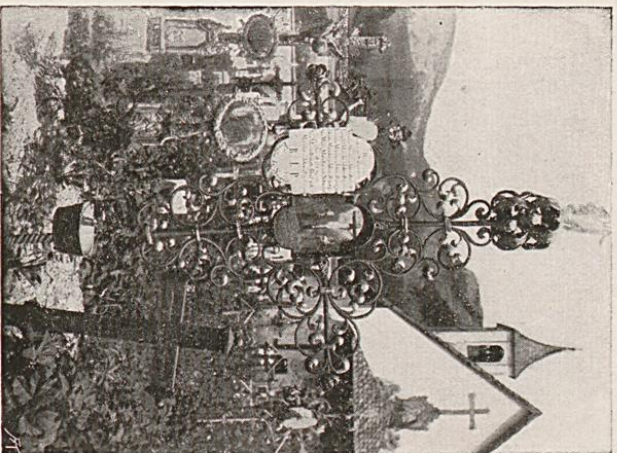


Abb. 80. Beispiel: Alter Friedhof in St. Ulrich (Gröben)
mit Eisentrennen und malerischer Kapelle.

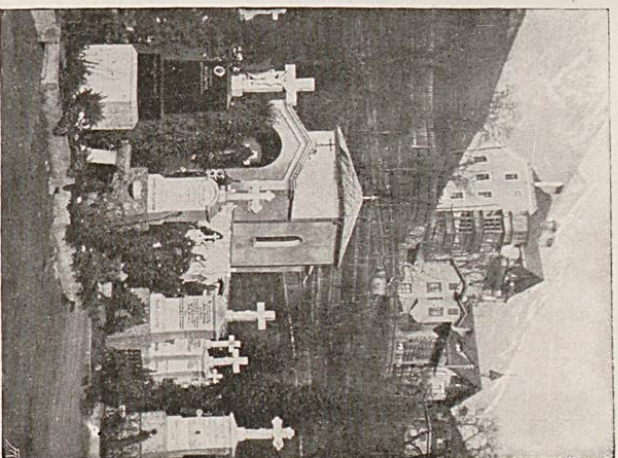


Abb. 81. Gegenbeispiel: Moderner Friedhof mit
Fahnenhöfen Denkmälern und geschmackloser Kapelle.



Abb. 82. Grabkreuz im Renaissance-
charakter aus der Sammlung des
Museum Ferdinandeum in Inns-
bruck. (Um 1700.)

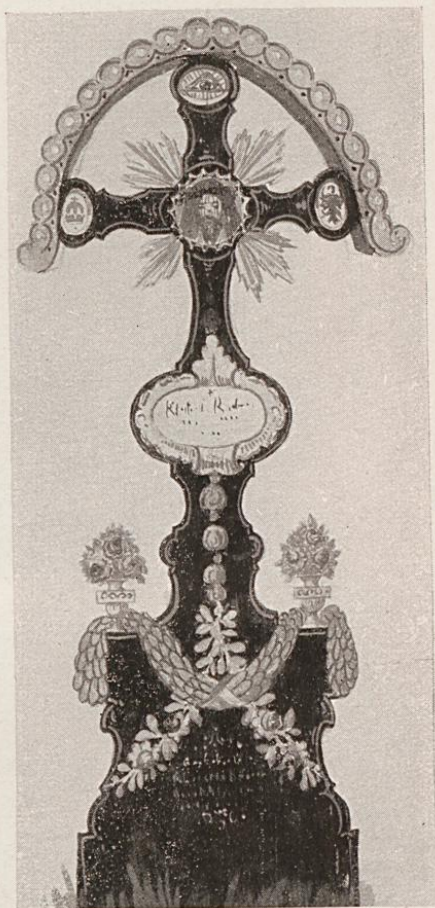


Abb. 83.
Beispiel: Neues bemaltes Holzkreuz.
Entwurf von † Maler
Desilvestro.

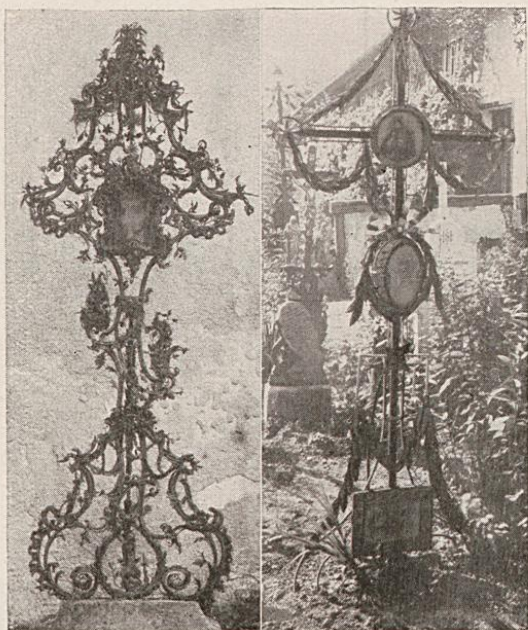


Abb. 84 und 85. Rokoko-Kreuz in Grins; Zopf-Kreuz in Wattens.



Abb. 86. Beispiel: Gotische Steinbrücke in Grins, Oberinntal.

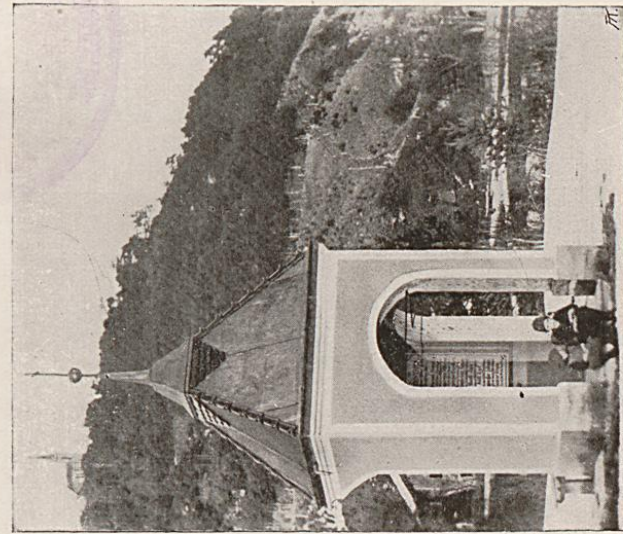


Abb. 87. Gegenbeispiel: Ein verunglücktes Kriegerdenkmal.

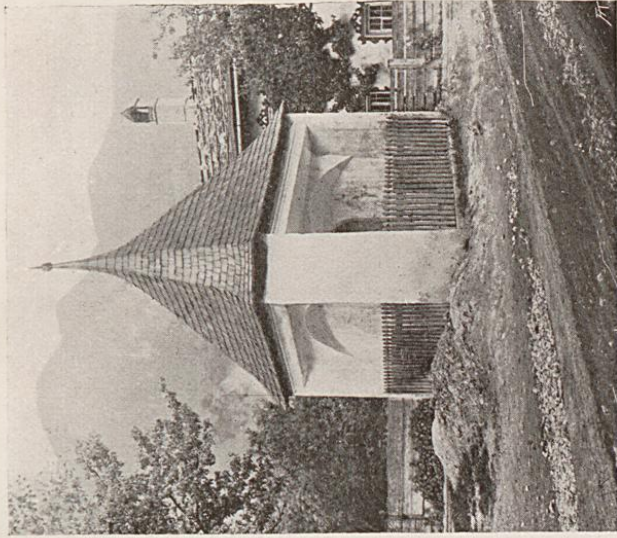
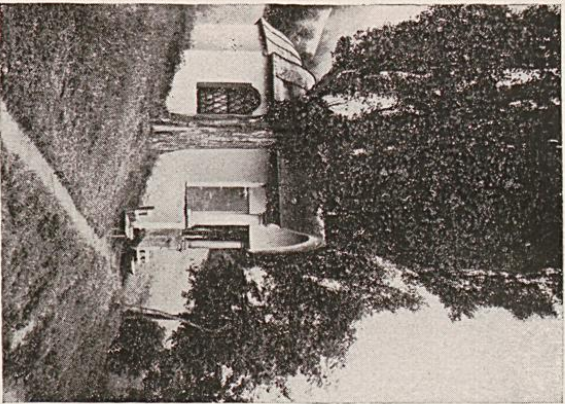
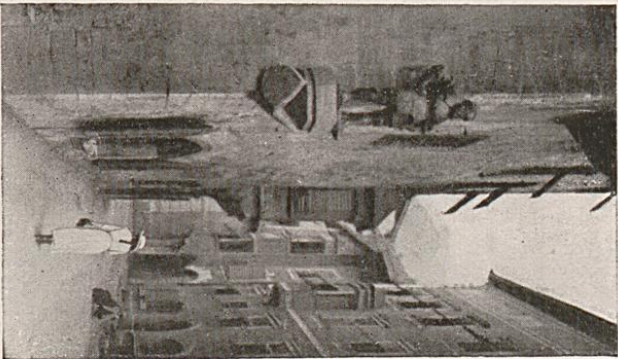


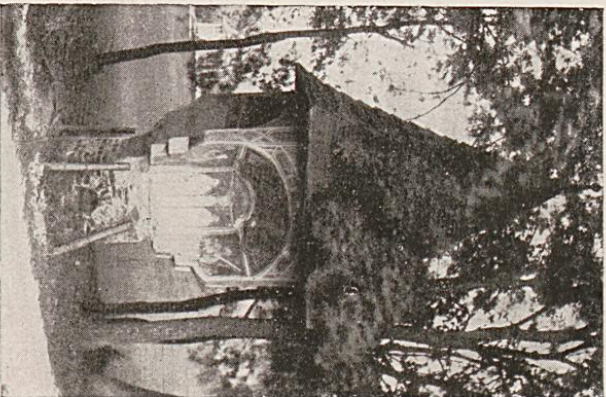
Abb. 88. Beispiel: Eine schöne alte Kapelle bei Kramfadh.



216b. 89. Charakteristisches Giebtuoler
Miltshödt bei Arumet.



216b. 90. Beispiel guter Aufstellung eines
Denkmals. Der Frunbsberger von + Milt-
haer Penz in Schwag.



216b. 91.
Meglappelle in Sall.

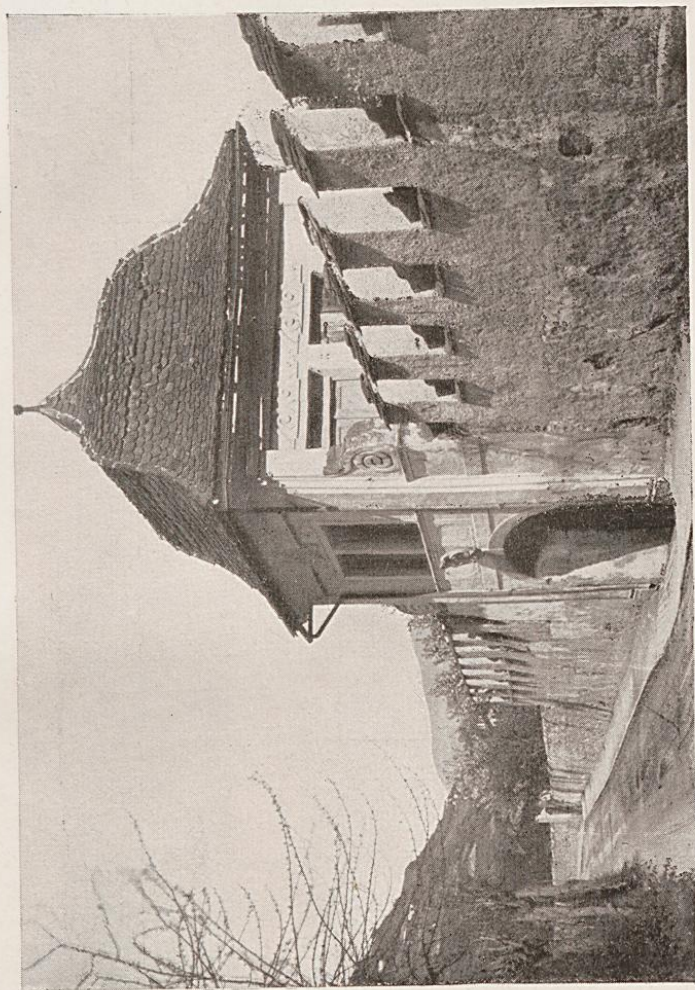


Abb. 92. Zorhüschchen und Zinnenmauer in Kaufen.

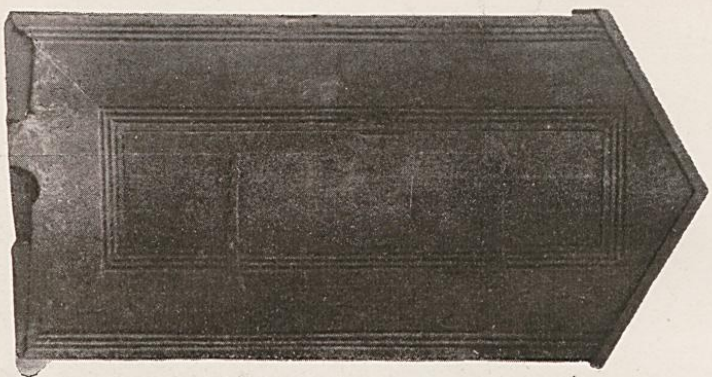


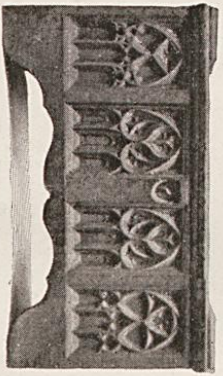
Abb. 93. Schrank mit Sattelsch. (Strober-Bolschunfuseum in Innsbruck.)



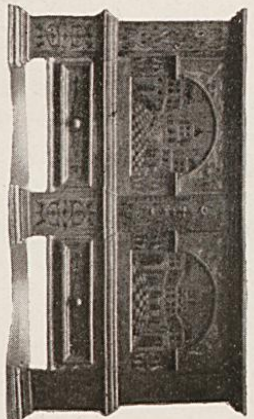
a.



b.



c.



d.

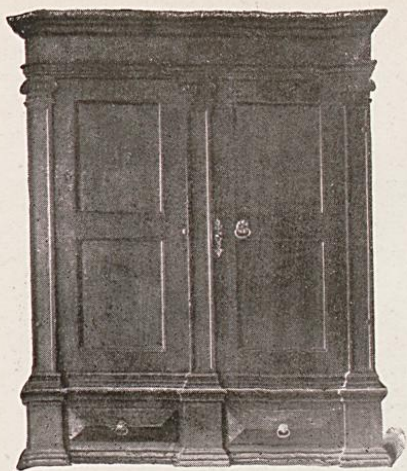
Abb. 94.

- a) Gotische Sistrube (15. Jahrhundert).
- b) Südtiroler Renaissancetrube (um 1600).
- c) Gotische Trube mit Spitzbogen (15. Jahrhundert).
- d) Renaissancetrube mit Einlegearbeit (Ende des 16. Jahrhunderts).



Abb. 95. Spätgotischer Schrank (um 1500).
(Germanisches Museum, Nürnberg.)





a



b



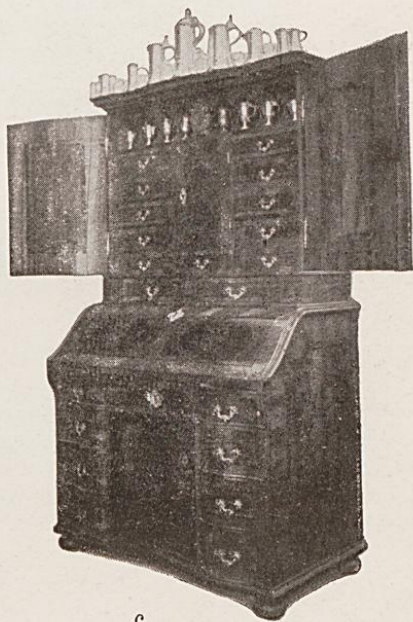
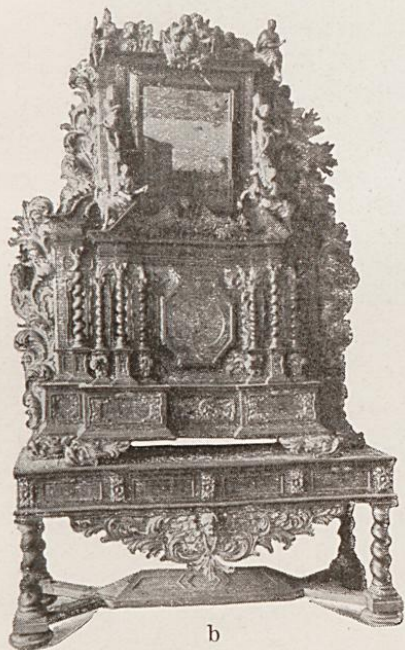
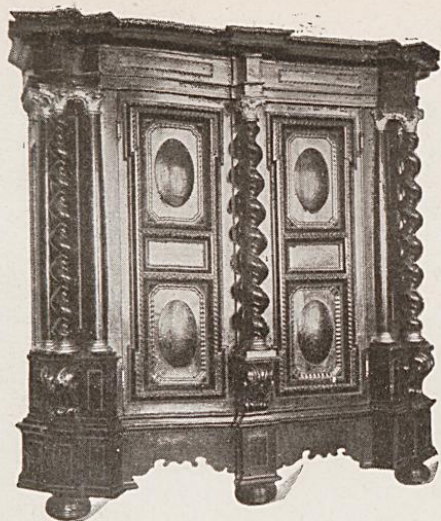
c



d

Abb. 96.

- a) Hochrenaissance-Schrank von 1559 mit Wappen der Annenberger. (Tiroler Volkskunstmuseum.)
 b) Renaissance-Schrank aus Taschenlehen bei Hall (Ende des 16. Jahrhunderts). Besitz: Dr. Angerer, Hall.
 c) Frühbarock aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Besitz: Graf Gotthard Trapp, Innsbruck.
 d) Kredenz der Spätrenaissance (gegen Mitte des 17. Jahrhunderts). Aus dem Haller Damenstift. Besitz: v. Feistenberger in Hall.



b

c

Abb. 97.

- a) Barockschrank. (Um 1700.) Besiz: Gedeon v. Hübler, Innsbruck.
 b) Prachtkuh im Laub- und Bandelwerkstil. (1720—1730.) (Saller Damenstift.)
 c) Rococo-Kabinettschrank. (Um 1780.) Besiz: Schuldirektor Wagner, Ruffstein.



Abb. 98. Spätrococo-Schrank. Um 1770.





Abb. 99.

- a) Schrank in einer Art Tiroler Louis XVI. mit barocken Grundformen. (Ende des 18. Jahrhunderts.) Besitz: H. Kneißl, Innsbruck.
- b) Eßglaschrank. Übergang vom Louis XVI. zum Biedermeierstil. (Um 1800). Besitz: Gedeon v. Hübler, Innsbruck.
- c) Bettstelle im Biedermeierstil. (Um 1800.) Besitz: Dr. med. D. Greipel, Innsbruck.

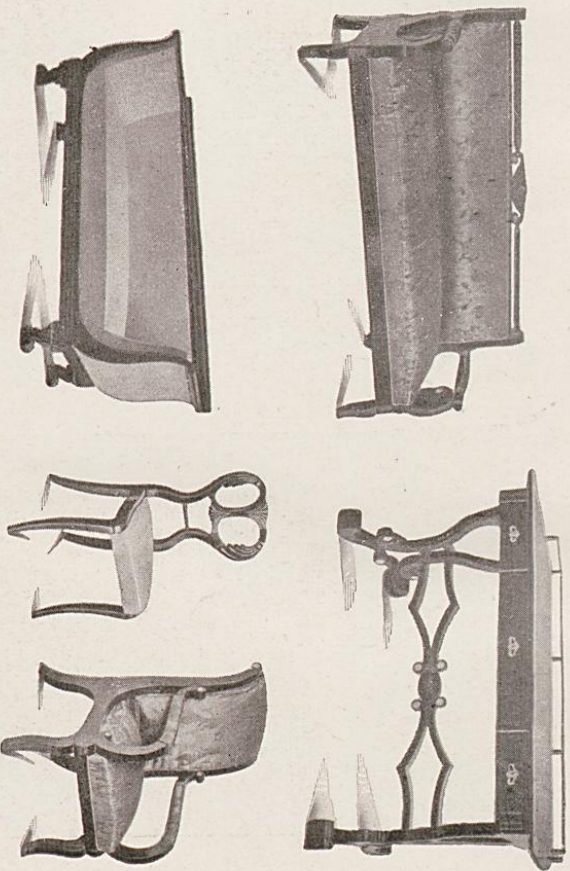
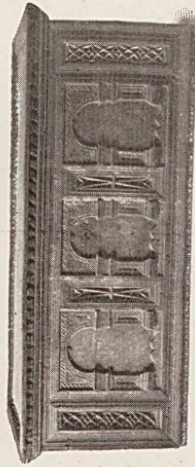


Abb. 100. Stiebschrankmöbel von G. St. Geiger in Sinsbrunn (1887, 1888).

Aus: „Die Geschichte des Stiebschrankmöbels“ von St. Geiger,
Sinsbrunn und Sinsbrunnverlag 1903, S. 263 ff.

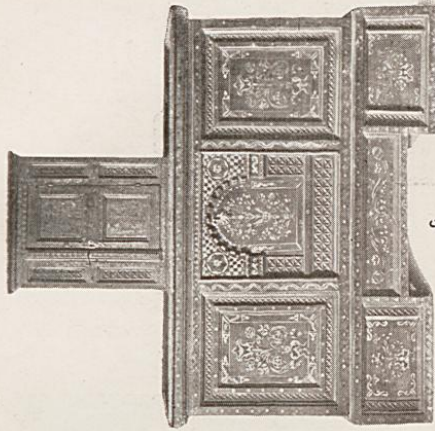
- a) Oberinntaler Erube im Übergangstil. (16. bis 17. Jahrhundert.) Tiroler Volkskunstmuseum.
- b) Oberinntaler Erube, geschmückt, unbemalt. (1673.) Tiroler Volkskunstmuseum.
- c) Apacher Erube mit daraufgestelltem Kästchen. (Mitte des 18. Jahrhunderts.) Tiroler Volkskunstmuseum.
- d) Zillertaler Erube. (1775) Besitz: Dr. med. Herrn. Wader, Innsbruck.



a.



b.



c.



d.



Abb. 102.

Oben: Ögtaler Truhe, gotisierend. Um 1600.

Links unten: Alpbacher Kasten. (1765.) Rechts unten: Zillertaler Kasten. (1788.)

Alle drei Stücke im Tiroler Volkskunstmuseum.



Abb. 103. Brigen, Ofen.



Abb. 104. Klausen, Griesbruck, Oser.



